



Rezensionen und Anzeigen

Herbert Bannert: Theophrastos, Wind und Wetter. Griechisch-deutsch. Herausgegeben und übersetzt von Kai B r o d e r s e n. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2023. (Sammlung Tusculum.) 240 S. ISBN 978-3-11-074403-3. e-ISBN (PDF) 978-3-11-074413-2 51

Alfred Dunshirn: Renate S c h l e s i e r, Mischungen beim antiken Gelage. Reflexionen des frühgriechischen Symposions. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2024. (Münchener Vorlesungen zu Antiken Welten. 7.) 157 S. 20 Abbildungen. ISBN 978-3-11-141674-8. e-ISBN (PDF) 978-3-11-142522-1. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-142549-8. ISSN 2198-9664 52

Sonja Schreiner: Jochen A l t h o f f – Diego D e B r a s i – Sabine F ö l l i n g e r – Georg W ö h r l e (Hg.), Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption 34. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2024. 139 S. Ill. ISBN 978-3-98940-036-8. ISSN 0942-0398 53

Sonja Schreiner: Bernhard G r e i n e r, Gestaltenreiches bald Gestaltenloses. Literatur- und Wissensgeschichte der Wolken. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2024. 884 S. Ill. ISBN 978-3-8253-9563-6 56

Walter Stockert: Tragicorum Romanorum Fragmenta, Vol. III: Pacuvius, ed. Petra S c h i e r l. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2023. XLII + 520 S. ISBN 978-3-525-25030-3 – Tragicorum Romanorum Fragmenta, Vol. IV: Accius, ed. Jochen S c h u l t h e i ß. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2023. XLII + 858 S. ISBN 978-3-525-25031-0 60

Sonja Schreiner: Maximilian H ö h l, Literarische Triumphe. Der römische Triumph als konzeptuelle Metapher in der Literatur der späten Republik und der frühen Kaiserzeit. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2023. (Millennium-Studien. 103.) X + 327 S. Ill. ISBN 978-3-11-108089-5. e-ISBN (PDF) 978-3-11-108247-9. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-108284-4. ISSN 1862-1139. DOI <https://doi.org/10.1515/9783111082479> 63

Sonja Schreiner: Christina M e c k e l n b o r g, P. Ovidius Naso, *Remedia amoris*. Kommentar zu Vers 397–814. 2., überarbeitete Auflage. Baden-Baden: Tectum. Nomos 2024. (Nova Classica. 4.) XXXVII + 427 S. ISBN 978-3-8288-4909-9. ePDF 978-3-8288-5037-8. ISSN 2195-5093 69

Sonja Schreiner: Lars M i e l k e, Spaliere für Silvinus. Charakterschulung in Columellas Werk über die Landwirtschaft. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2024. (Hypomnemata. 219.) 602 S. ISBN 978-3-525-30225-5. ISSN 0085-1671 71

Herbert Bannert: Scott M c G i l l – Joseph P u c c i (Ed.), Classics Renewed. Reception and Innovation in the Latin Poetry of Late Antiquity. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2016. (Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften. Hg. von Jürgen Paul S c h w i n d t. N.F. 2. Reihe. 152. The Library of the Other Antiquity. Marco F o r m i s a n o [Ed.]) 432 S. 6 farb. Abb. ISBN 978-3-8253-6448-9 78

Interludium gratulatorium Curtio Picario humiliter oblatum LXXX

Sonja Schreiner: Christa Agnes T u c z a y, Inspiration und Prophetie in der Vormoderne. Stuttgart: Anton Hiersemann 2024. (Standorte in Antike und Christentum. 12.) 489 S. Ill. ISBN 978-3-7772-2217-2. ISSN 2190-8141 81

Kurt Smolak: Walter B e r s c h i n, Mittellateinische Studien IV. Mit Beiträgen von Tino L i c h t. Heidelberg: Mattes Verlag 2022. X + 325 S. ISBN 978-3-86809-182-3 86

Sonja Schreiner: Jan B l o e m e n d a l (Ed.) in Collaboration with a Seminar Group of the Ruhr University Bochum, Johannes Reuchlin's *Scaenica progymnasmata* or *Henno* (1498) and Jacob Spiegel's Commentary (1512). Neo-Latin Comedy and Translational Learning. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2024. (BAC. Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium. 116.) 464 S. Ill. ISBN 978-3-98940-032-0 92

Sonja Schreiner: Laurenz L ü t t e k e n – Wolfgang S a n d b e r g e r (Hg.), Göttinger Handel-Beiträge 25. Begründet von Hans Joachim Marx. Im Auftrag der Göttinger Handel-Gesellschaft. Redaktionelle Mitarbeit Christoph Jannis Arta. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2024. 97 S. Ill. ISBN 978-3-525-27839-0. ISSN 0177-7319 94

Herausgeber: *Herbert Bannert*

Fachberatung und wissenschaftliches Lektorat: *Kurt Smolak*

Redaktion: *Sonja Schreiner* | Titelbild: *Sonja Reisner* – *Raimund Merker*

Rezensionsangebote erbeten an: klass.phil.rezensionen@univie.ac.at

Theophrastos, Wind und Wetter. Griechisch-deutsch. Herausgegeben und übersetzt von Kai Brodersen. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2023. (Sammlung Tusculum.) 240 S. ISBN 978-3-11-074403-3. e-ISBN (PDF) 978-3-11-074413-2

Theophrast von Eresos auf Lesbos (ca. 371–287 v. Chr.) hat in seinen kürzeren Abhandlungen eine von Aristoteles übernommene, für den praktischen Gebrauch im Unterricht und für Diskussionen geschaffene Literaturform verwendet, die sogenannte Pragmatie, eine sachliche, oft nur in Schlagworten gehaltene Zusammenstellung von Fakten, Diskussionen verschiedener Ansätze und Erklärung von Ursachen und Wirkungen. Nicht nur das Festhalten von Ergebnissen ist der Zweck dieser Abhandlungen, sondern auch die Möglichkeit, anhand des Erreichten weiterzuarbeiten. Einige dieser Pragmatien sind erhalten, darunter die wahrscheinlich älteste, ‚Über das Feuer‘ (περὶ πυρός, *de igne*, entstanden während des Aufenthalts des Theophrast und der Aristoteles-Schule in Assos in der Troas zwischen 347 und 345 v. Chr.). Weitere Texte betreffen Erscheinungsformen von Winden und Windstärken (περὶ ἀνέμων, *de ventis*), die Deutung von ‚Wetterzeichen‘ (περὶ σημείων, *de signis*), mit Beobachtungen, die auch zur Wettervorhersage für die Landwirtschaft nützlich und anwendbar sind, weiters Untersuchungen zu Vorkommen, Beschaffenheit und Verwendung von Steinen (περὶ λίθων, *de lapidibus*), die Entstehung, Benennung und Einteilung von „Gerüchen“ (περὶ ὀσμῶν, *de odoribus*) oder eine längere Abhandlung ‚Über den Schweiß‘ (περὶ ἰδρώτων, *de sudore*). Einzelne der von Theophrast untersuchten Themen finden sich auch in anderen Forschungen des Peripatos, dokumentiert in den Zusammenstellungen der pseudo-aristotelischen *Problemata physika* (vgl. Aristoteles. *Problemata Physica*. Übersetzt von Hellmut Flashar, Berlin 1991 [1962]).

Kai Brodersen präsentiert den zentralen Text ‚Über Winde‘ (nach der neuesten Ausgabe von Robert Mayhew, *Theophrastus of Eresus. On Winds*, Leiden-Boston 2018 [Philosophia Antiqua 147]), ergänzt um thematisch nahestehende Texte von Theophrast, von Aristoteles und aus dessen Schule. Der Band ist in erster Linie auf den griechischen Text und die deutsche Übersetzung konzentriert. Der knappe, oft nur Schlagworte verbindende Stil der Pragmatien, der sich im Deutschen nicht ohne erklärende Ergänzungen wiedergeben lässt, wird in vorbildlicher Weise durch in Klammern gesetzte, vervollständigende und den Sinn darstellende Erweiterungen lesbar gemacht. Die hinzugefügten zahlreichen internen Querverweise dienen dazu, die Texte in ihrem Zusammenhang zu erschließen und ersetzen in dieser Leseausgabe ausführlichere Anmerkungen. Die Einleitung führt in die Thematik ein, die dargebotenen Texte werden hier kurz vorgestellt: Es sind dies jeweils Ausschnitte aus den *Meteorologica* und den *Problemata* des Aristoteles, ferner ‚Über Wetterzeichen‘ (*de signis*) des Theophrast, und erstmals ergänzt auch durch Abschnitte aus der syrisch-arabischen Version von dessen Schrift ‚Abhandlung über meteorologische Phänomene‘. Die Theophrast-Vita des Diogenes Laërtios (mit dem berühmten Testament des Theophrast und dem Katalog seiner Schriften) ergänzt den Band, der einige der eindrucksvollen Pragmatien des Peripatos nun auch in deutscher Übersetzung, zum Teil zum ersten Mal, zugänglich macht. (Für *De signis* liegt eine frühere deutsche Übersetzung vor: Katharina Kaska, *Theophrast. De Signis. Interpretation ausgewählter Partien*. Mit deutscher Übersetzung des Texts, Dipl.-Arbeit Wien 2010.)

Herbert Bannert

Renate Schlesier, *Mischungen beim antiken Gelage. Reflexionen des frühgriechischen Symposions*. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2024. (Münchner Vorlesungen zu Antiken Welten. 7.) 157 S. 20 Abbildungen. ISBN 978-3-11-141674-8. e-ISBN (PDF) 978-3-11-142522-1. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-142549-8. ISSN 2198-9664

Das schmale, mit qualitativ hochwertigen Abbildungen versehene Buch geht auf vier Vorträge zurück, welche die Verfasserin als Professorin für Kulturgeschichte des Altertums in den Jahren 2017 und 2018 in München hielt. Die damaligen Präsentationen bilden den Kern des Werks, der durch eine Schlussbetrachtung, umfangreiche Literaturangaben, ein Abbildungsverzeichnis und einen (Namen- und Sach-)Index komplettiert wird. Die vier Hauptkapitel unternehmen nicht weniger als eine fundamentale Umwälzung der tradierten Sichtweisen auf das antike Symposion. Die Autorin skizziert die gemeinhin vertretenen Forschungspositionen, wonach das antike Gastmahl Ausdruck einer von Männern dominierten Adelsgesellschaft gewesen sei, bei dem die männliche Homoerotik im Vordergrund stand und zu dem beispielsweise Handwerker keinen Zugang gehabt hätten. In eindrucksvoller Manier gelingt es Renate Schlesier, gestützt auf literarische und materielle Zeugnisse, zu zeigen, inwiefern diese *communis opinio* vielfach einer Revision unterzogen werden sollte.

Bei den Symposien sei es zu vielfachen Mischungen im gesellschaftlichen und geschlechtlichen Sinne gekommen, wovon Inschriften auf Trinkgefäßen ebenso wie unvoreingenommen gedeutete Texte der frühgriechischen Lyrik zeugten. Expliziert wird das Programm des Buches im ersten Kapitel, das im Wesentlichen dem sogenannten Nestorbecher und der auf ihm befindlichen Inschrift gewidmet ist. Er sei eine der wesentlichen materiellen Reflexionen des antiken Symposions, die erhalten geblieben sind, und er zeige die Verbindung von „Mischung“ des Weines „im Zeichen des Dionysos“ mit der „Mischung“ der Sexualpartner „im Zeichen der Aphrodite“ (5): Das schlichte Trinkgefäß bewahrt nicht nur die erste direkte Nennung der Göttin der Liebe in einem literarischen Text auf, es bezeugt auch die frühe Verbreitung der neu entwickelten Alphabetschrift in einem Bereich außerhalb der Palastkulturen. An dieser Inschrift als Reflex von symposialem Geschehen lasse sich u. a. die Frage diskutieren, wer in welchem Kontext die Inschrift verfasst habe – für Schlesier sind die Art des Objekts und der Aufschrift Zeichen dafür, dass das Erlernen des Schreibens zu einer Durchmischung der Gesellschaft geführt habe. Man wird zwar bei den diesbezüglichen Ausführungen vielleicht nicht jeder Folgerung oder Annahme der Autorin zu den Schreibern oder der Textgestaltung jener Inschrift zustimmen; dass (laut Verfasserin) von den meisten Experten „*e[m]i*“, „ich bin“, als Ergänzung für die Lücke in der ersten Zeile der Inschrift nach dem einleitenden Wort „*Nestoros*“ akzeptiert wird (12), ist zu relativieren. Diesbezüglich sind die sonst erschöpfenden Literaturangaben, z. B. um die Arbeiten von Georg Danek, der *esti* als Ergänzung annimmt (Der Nestorbecher von Ischia, epische Zitiertechnik und das Symposion, *Wiener Studien* 107–108 [1994–1995], 29–44), oder Yves Gerhard, der von *eason* ausgeht (La coupe de Nestor: reconstitution du vers 1, *Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik* 176 [2011], 7–9), zu ergänzen. Aber grundsätzlich wird man Renate Schlesier zustimmen können, dass der Konsens in Frage zu stellen ist, wonach es sich beim antiken Symposion notgedrungen um die Ausdrucksform einer aristokratischen Oberschicht handelt (vgl. v. a. 18–19).

Ebenso wie besagte Inschrift sprächen, dies ein Schwerpunkt des zweiten Kapitels, die Darstellungen auf den erhaltenen Tonobjekten, die Symposienszenen zeigen, für eine nichtaristo-

kratische Kolonistengemeinschaft, die diese Gefäße bei ihren gesellschaftlich heterogenen Zusammenkünften benutzt habe. Hierbei müssten vor allem die Darstellungen der Hetären neu interpretiert werden, deren Deutungen bisher verschiedenen Vorannahmen über diese Gruppe an Symposienteilnehmerinnen unterlegen seien. Die in diesem Kapitel herangezogenen Gefäße (mit einem Schwerpunkt auf Vasen, die im etruskischen Bereich gefunden wurden) legen die Präsenz von Hetären als gleichberechtigten Teilnehmerinnen an Gelagen nahe, die nicht ausschließlich Objekte der Begierde der männlichen Adligen gewesen seien.

Das dritte Kapitel widmet sich allgemein den verschiedenen Experimenten beim Symposion, seien sie erotischer oder dichterischer Natur. Vielfach müsse man mit mehrfachen Beziehungen zwischen den in Symposienszenen gezeigten Frauen und Männern rechnen, die bisexuelle Verhältnisse nicht ausschließen. Auch in diesem Abschnitt wird die Leser*innen-schaft womöglich nicht jeder Detailbeobachtung der Bildinterpretin zustimmen. So stellt sich die Frage, ob die von dem Maler Epiktetos signierte Szene auf einer rotfigurigen attischen Kylix (Abb. 10c) tatsächlich ein „kulturelles Experiment“ (69) darstellt oder nicht doch schlicht als – wenngleich idealisierte – Wiedergabe einer Szene des Musizierens im symposialen Kontext gelesen werden kann. Aber zweifellos legt Schlesier überzeugend dar, wie die von ihr präsentierten Bilder mehrheitlich eine geschlechtliche Äquivalenz der an den Symposien beteiligten Männer und Frauen nahelegen. Darüber hinaus öffnet die Verfasserin Perspektiven für künftige Untersuchungen, wenn sie beispielsweise die Wichtigkeit der Erforschung der Vasenschriften betont, denen bisher wenig Beachtung geschenkt worden sei und die weitere bemerkenswerte Experimente der Vasenmaler bezeugten (73–89).

Das letzte Kapitel ist vorwiegend Sappho gewidmet, die bisher in der Forschung zum griechischen Symposion, die ein von Platon und späteren Autoren geprägtes Idealbild eines Gastmahls zu ihrer Grundlage mache, kaum zur Geltung komme. Um diesem Mangel entgegenzuwirken, greift die Autorin auf die bewährte und in den vorangegangenen Abschnitten gekonnt durchgeführte Verknüpfung von Text und Bild zurück. Sappho sei eine der prominentesten Persönlichkeiten der frühen Vasenmalerei. Bei eingehender Deutung ihrer Darstellungen und der diese begleitenden Bildtexte ließen sich viele der Annahmen zu ihrer gesellschaftlichen Stellung oder sexuellen Orientierung mit Recht in Zweifel ziehen.

Insgesamt lenkt das Buch den Blick auf andere Auffassungsmöglichkeiten der Vorgänge bei antiken Gelagen und befreit von alten Deutungsgewohnheiten oder sogar der „Obsession“, „Vasenbilder [...] als deckungsgleiche Abbilder der Wirklichkeit zu verstehen“ (119). Dasjenige, was für Schlesier die Besonderheit des antiken Symposions ausmacht, bewirkt auch ihr elegantes Büchlein, nämlich „die Stimulierung von Reflexionen“ (120): Man sieht sich zu Betrachtungen darüber angeregt, welche Personengruppen in welchen Verhältnissen bei den Symposien aufeinandertrafen und in welcher Weise sie dabei jeweils interagierten.

Alfred Dunshirn

Jochen Althoff – Diego De Brasi – Sabine Föllinger – Georg Wöhrle (Hg.), *Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption* 34. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2024. 139 S. Ill. ISBN 978-3-98940-036-8. ISSN 0942-0398

Der 34. AKAN-Band enthält sechs Beiträge – nach bewährtem Muster aus unterschiedlichsten Bereichen der Naturwissenschaft und jeweils mit Abstract und umfangreicher Biblio-

graphie – und ist, wie Jochen Althoffs „Vorwort“ zu entnehmen ist, dem langjährigen Mit-herausgeber Bernhard Herzhoff zum 80. Geburtstag zugeeignet.

Nathasja Roggo-van Luijn eröffnet den Band mit „Drilling Holes in Vessels: Two Comparisons in the Hippocratic Treatise *On Diseases IV*“. Die Vergleiche sind den Kapiteln 39 (zum Säftegleichgewicht) und 57 (zur Wassersucht) der ins 4. Jh. datierten Abhandlung entnommen. Zahlreiche instruktive Graphiken von Martin M. Klöckener tragen wesentlich zum Verständnis bei. Die Verfasserin zeigt zunächst, welche Effekte Nahrungsaufnahme und Hunger auf das Verhältnis der Körpersäfte haben, und stellt dann eine überzeugende Relation zu drei kommunizierenden Gefäßen her. Danach setzt sie die Symptomatik der Wassersucht zuerst zu einem schnell um 180° gedrehten enghalsigen Gefäß, in dessen Boden ein Loch gebohrt wird, in Beziehung und dann zu Empedokles *frag. DK 31 B 100*, worin Atmung mit einer Klepsydra verglichen wird (18): „The likeness between the Empedoclean clepsydra description and the Hippocratic experimental set-up extends beyond their use as a source domain for a comparison with a biological phenomenon: they both use several stages of the functioning of a clepsydra(-like) vessel in order to explain a human physiological process which involves a dynamic equilibrium between air and a liquid which are located in the same place in the body.“ Der Bezug auf Empedokles unterstreicht den Bildungshorizont des Autors, der in beiden Vergleichen im Körper verborgene Vorgänge sicht- und nachvollziehbar macht (21): „This generalizing way of presenting the experiments serves to depersonalize the experiments: it takes the focus away from the thinker, who has carried out the procedures himself, and emphasizes instead that the outcome of the experiment would remain consistent regardless of the person conducting the experiment. This depersonalization reinforces the idea that the general claims are universally applicable principles. Moreover, the use of everyday materials and the detailed description of both source domains would have enabled the audience to envision and potentially replicate the experiment for themselves.“ Das wiederum erhöht die intendierte Überzeugungskraft.

Martin F. Meyer konzentriert sich in „Definition und Erklärung in Platons *Menon*“ auf die Diskussion über Farbe und Färbung – im Vergleich zur Definition von ‚Figur‘ und unter Einbeziehung von Empedokles’ Aussagen zur Farbwahrnehmung, u. a. (35): „Die Bestimmung der Farbe ist eine kausale Erklärung.“ Echtes Verständnis ist nur durch Wissen um die dahinterstehenden Gründe möglich (37): „Das bedeutet nicht, dass Platon die Frage nach der Definition aufgegeben hätte. Doch ‚der Weg zur Definition‘ führt fortan über die Gründe und Ursachen. Die Definition ist so gesehen nicht mehr (wie bei Sokrates) das Erste. Sie ist vielmehr das Letzte. Sie steht nicht am Anfang einer wissenschaftlichen Diskussion, sondern ist vielmehr das Ergebnis einer solchen Diskussion. Um diese Form des Denkens ging es Platon bei der Gründung der Akademie. In einem gewissen Sinne bedeute diese programmatische Einsicht zugleich auch einen Abschied von Sokrates.“

Clemens Lunz er fokussiert in seinem mit vielen Photos illustrierten Beitrag „Von roten und grünen Vögeln: Wie hilfreich sind Farbbezeichnungen bei der Identifikation antiker Vogelnamen?“ auf Farbskalen im Lauf der Epochen und zieht ausgewählte Passagen aus Aristoteles’ *Historia animalium*, Scholien zu Aristophanes’ *Wespen*, Aelian, Arat, Porphyrios und die Suda, aber auch ältere zoologische Sekundärliteratur heran. Lunz er’s Schwerpunkt liegt auf dem Rotkehlchen, dem Haus- und dem Gartenrotschwanz, dem Heckensänger, der Steinrötel, dem Kuckuck, dem Sperber, dem Pirol, der Schafstelze, dem Grünfink, dem Fichtenkreuzschnabel, der Goldammer, der Zaunammer und der Kappenammer. Er kommt zu einigen richtungsweisenden Erkenntnissen (60): „Altgriechische Beschreibungen von Tieren [...] sind nicht gleich-

zusetzen mit den Artenbeschreibungen in modernen wissenschaftlichen Werken. [...] Bei der Interpretation von Farbbezeichnungen ist stets besondere Vorsicht walten zu lassen. [...] Allein auf Farbtermini beruhende Identifizierungen sind daher äußerst problematisch und bedürfen stets ergänzender Aussagen zur gesuchten Vogelart. [...] Demzufolge muss man in antiken Texten die Beschreibung der Vögel aus der Perspektive der antiken Menschen heraus betrachten [...].“ Dabei sind Phänologie und Phänotypie die wesentlichen Parameter.

Sergiusz Kazmierski widmet sich „Wissenschaft und Technik im Hellenismus. Zu Lucio Russos These von einer *Vergessenen Revolution*“. Russo postuliert nicht nur Fortschritt, sondern auch Förderung technischer Weiterentwicklung im Hellenismus. Selbst wenn man die 1996 erstmals publizierte und in einer Reihe weiterer Veröffentlichungen vertiefte Sichtweise nicht in allen Punkten unterstützt, ist sie von hohem wissenschaftsgeschichtlichem Interesse, kann sie doch (66) „als eine Quelle der Inspiration für altertumswissenschaftliche Untersuchungen dienen, zunächst aber der kritischen Befragung eines immer noch geläufigen Verständnisses dieser Epoche zuarbeiten, in dem der Hellenismus als ein Zeitalter des Verfalls begegnet.“ Besonders wichtig ist Kazmierski, (69) „dass Wissenschaft keinen Methodenbegriff ihrer selbst ausprägen könne, wenn sie nicht um ihre Geschichte wisse.“ Russo geht davon aus, (70) „dass die jeweilige, antike wie neuzeitliche Vergessenheit auf politische oder menschengemachte Faktoren zurückzuführen sei, daher einer Auslöschung des entsprechenden Wissens gleichkomme. Dadurch entsteht ein Verständnis von Geschichte, darin der Mensch einen wesentlichen, aktiven Faktor für Fortschritt wie Verfall der geschichtlichen Entwicklung darstellt.“ Darin sieht Russo (74) „Geschichtsvergessenheit“. Aussagekräftige Beispiele (75) „für das vergessene Revolutionäre des Hellenismus“ sind einerseits ein uhrähnlicher Mechanismus, der vor Antikythera aus dem Meer geborgen wurde, und andererseits der enge Konnex „von Wissenschaft, Technologie und Wirtschaft.“ Kazmierski möchte in der Wissenschaftsgeschichte noch weiter zurückgehen und erkennt in Russos Zugang (80) „eine Form der ‚methodischen Rückprojektion‘ [...], die Russo jedoch, im Unterschied zu vielen anderen Interpreten, bewusst wählt, worauf er auch hinweist. Die Frage ist damit, ob das eigentlich Revolutionäre des ‚Hellenismus‘ so überhaupt gehoben werden kann, d. h. ob nicht auch ein anderes Verfahren denkbar wäre, um diesem Revolutionären des Hellenismus noch gerechter zu werden, aber auch dem der aristotelischen und platonischen Wissenschaft, und zwar dort, wo sich dieses antike Wissen nicht nur als Bestätigung unseres modernen findet, sondern einen Blick in die Zukunft von Wissen und Wissenschaft ermöglicht.“

Maximilian Haars wendet sich in seinem mit vielen Abbildungen – darunter eine instructive Übersichtstabelle 105 – versehenen Beitrag der „Identifikation der Pflanzen bei Dioskurides – Forschungsstand, Desiderate und Perspektiven“ zu. In der *Materia medica* aus dem 1. Jh. sieht er (87) „den im Orient wie im Okzident einflussreichsten pharmazeutischen Text der Antike“. Die Identifikation nicht weniger Pflanzennamen ist jedoch nach wie vor unsicher, desgleichen „die Verlässlichkeit ihrer Übersetzungen“. 88–89 listet der Verfasser zehn Punkte (von der Taxonomie über die Systematik bis zur Forschungsliteratur) auf, wobei Punkt 10 der wichtigste ist (89): „Oftmals genügt eine Literaturrecherche nicht, sondern Daten müssen durch eigene Feldforschung oder örtliche Botaniker überprüft werden. Die am Schreibtisch gefundene Identität eines Pflanzennamens muss auch der Autopsie im Feld standhalten. Eine persönliche Anschauung der Pflanze (oder zumindest der Arzneidroge) ist unerlässlich.“ Haars beginnt mit einer Übersicht über den (89) „Forschungsstand“ in Gestalt eines ausführlichen Forschungsberichts und entwickelt daraus (94) „Desiderate“ und (96) „Perspektiven“. Das vermeintliche Vergissmeinnicht wählt er als (99) „Fallstudie“ (in direkter Gegenüberstellung von

Dioskurides und Plinius und unter Nennung von Sextius Niger und/oder Krateuas als „gemeinsame Quelle“) und kommt nach Darstellung verschiedener Zuordnungsversuche zu dem Schluss (102): „In der Konsequenz muss die Pflanze also als nicht identifiziert angesehen werden.“ In einem Anhang gibt Haars (113) „[b]ei Dioskurides nicht identifizierte Pflanzennamen“ bei.

Giouli Korobili bespricht „A Life without a Soul: Questioning the Vitality of Stones in Greco-Roman Antiquity“ mit einem Schwerpunkt auf Platon, Aristoteles, Plinius, Galen und Theophrast und Ausblicken auf Choirilos, Dioskurides, Strabon und Ovid. Die Bandbreite der (115) „Vorstellung des *vivum saxum*“ reicht von Vergleichen mit Flora und Fauna über Wachstum, Ernährung, Gesundheitszustand und Fortpflanzungsfähigkeit von Steinen bis zu deren Entstehen aus tierischen Substanzen (z. B. Bernstein aus Luchsurin). Korobili kommt zu dem Ergebnis, dass (134) „[t]here is a lively discourse among authors of Greco-Roman antiquity regarding the status of stones, metals, and gems. Scientific and so-called ‘rationalized’ accounts are mixed with popular beliefs and ideas whose origins can be traced to old myths. Stones are thought to be generated and grow out of the earth. The earth, its waters and air flowing inside its cavities constitute the main sources of nourishment for the stones, which are frequently depicted as having roots and veins. Their natural condition is sometimes described as being subject to disease, while, when healthy, they undergo changes leading to maturity and old age. From Plato to Pliny one can indeed identify the concept of living stone or *vivum saxum*, which, although presupposing lack of sense perception, still leaves open the possibility of a life similar to plant life. The tendency to use vitalistic or animistic terminology and launch into such explanations is a common characteristic pattern that certainly survives throughout antiquity. Another noticeable inclination is the authors’ propensity to include, in lapidarists’ lists, substances which, as they themselves stress, originate in plants and animals, or are of organic origin, as we would say today. These two points suffice to maintain and prolong the confusion about the real nature of stones, which never stopped being regarded as coming-to-be from the earth.“

Breite und Tiefe – ein Qualitätskriterium der AKAN-Reihe – vereinen sich auch in diesem Band wieder auf ideale Art. Die Beiträge spiegeln den Reichtum der Natur, unserer Mitwelt und der Wissenschaftsgeschichte in gleicher Weise.

Sonja Schreiner

Bernhard Greiner, Gestaltenreiches bald Gestaltenloses. Literatur- und Wissensgeschichte der Wolken. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2024. 884 S. Ill. ISBN 978-3-8253-9563-6

Schon als kleines Mädchen haben mich Wolken fasziniert. Ausgestattet mit einem Bestimmungsbüchlein aus der damals prominenten Ravensburger-Reihe *Wir entdecken und bestimmen*, der deutschsprachigen Version der *Spotter's Guides*, versuchte ich das, was ich über den Himmel ziehen sah, den vorgegebenen Mustern zuzuordnen. Bernhard Greiner bietet mit seinem monumentalen Band Ein- und Ausblicke auf Wolken in der Literatur- und Kunstgeschichte, von der Antike bis in die Gegenwart, genreübergreifend, mit vielen Textbeispielen und unzähligen Seitenwegen – stets ausgehend von Wolkenformationen und -funktionen. Auf mehr als 800 Seiten lernen wir über Entrückungen in Wolken ebenso wie über den ‚Nachbau‘ Junos als Wolke für den nachmaligen Frevler Ixion oder meteorologische Theorien (und Irr-

wege) und Wolken als Metaphern. Nicht selten sind Wolken der Ausgangspunkt für literatur- und wissenschaftsgeschichtliche Exkurse – passend zu der von Greiner oft erwähnten Verhüllungstendenz, die Wolken (luftigen wie staubigen) zu eigen ist. So analysiert der Verfasser gekonnt Homer, Aristoteles, Shakespeare, Hölderlin, Goethe (auf den auch der Buchtitel zurückgeht) und Enzensberger und eröffnet lehrreiche Einblicke in die Forschungen von Blumenbach bis Celsius. Am Ende seines Werkes stellt er eine hilfreiche Übersicht über Wolkentypen, die zu konsultieren während der Lektüre der vielgestaltigen Ausführungen von großem Nutzen sein kann. Auf diesen „Anhang 1: Einteilung der Wolkenformen im *Internationalen Wolken-Atlas* (Paris 1896)“ folgt der kurze „Anhang 2: Die Vorstellung ‚Wolke‘ im Umfeld der Technologie *Cloud Computing*“, zu dem Frederik Hauser wesentliche Informationen beigesteuert hat. Eine umfangreiche „Bibliographie (Quellen – Forschung – Bildernachweis)“ rundet das bemerkenswerte Buch ab, das Bernhard Greiner – passend zu seinem Thema – nicht mit einem Ausblick, sondern mit einem „Aufblick. Wolken, *Meteora*: Schwebende Paradoxien“ beginnt, in dem er den Himmelsblick der Menschen ebenso thematisiert wie die Entwicklung der Meteorologie und die literarische, künstlerische und wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Wolken im Verlauf der Menschheitsgeschichte: Goethes *Ganymed-Hymne* (14) und Elfriede Jelineks *Wolken.Heim.* (20) stehen bei ihm gleichberechtigt neben Luke Howards Wolkenlehre (17), Nikolaus Kopernikus, Giordano Bruno (16) und Leonardo da Vinci (13).

In fünf facettenreichen Großkapiteln arbeitet sich Greiner systematisch durch Wissensbereiche, in denen Wolken recht unterschiedliche Bedeutung zukommt. Am Anfang stehen „Mythologie und Naturphilosophie: Der *Nimbus* der Wolken in antiken Schriften und in der Bibel“ und eine Begriffsbestimmung (21): „Luke Howard, der eine physikalisch gegründete Morphologie der Wolken entworfen und den unterschiedlichen Formen Namen in der Universal-sprache des Latein gegeben hat, ersann für die Regenwolke nicht selbst einen Namen, übernahm stattdessen aus der lateinischen Literatur das Wort ‚nimbus‘.“ Greiner entfaltet ein Panorama des Begriffs von Enzensberger über Horaz und Vergil bis zum Heiligenschein. Die homerischen Epen (25), Pindar (28) und dessen Rezeption bei Hölderlin (32), Peter Hacks’ *Vögel* (36), die Mythen von Helena (38) und Io (46) und die *Aeneis* (52) bespricht er mit Querbezügen zu weiteren Autoren und angereichert durch gut gewählte Textauszüge in Original und Übersetzung. Auf die gleichsam tragischen Wolken folgen (59) „Wolken in komischer Perspektive“ mit Fokus auf Aristophanes’ *Vögel* und *Wolken* (81): „Aristophanes hat mit seinen *Wolken* eine eigene Art wolkenhafter Komik geschaffen und beides zur Fortdichtung hinterlassen.“ Auf diese literarischen Wolken folgen „Antike Wolkenlehren. Meteorologische Theorien der Vorsokratiker und Aristoteles’ *Meteorologie*“ mit zahlreichen Ausblicken auf Friedrich Nietzsche. Wie schon im Abschnitt zur Komödie führt Greiner auch hier viel weiterführende Sekundärliteratur an und bedient auf diese Weise divergierende Interessen, ist das Spezielle an seinem Buch doch die bewusste Entscheidung für thematische Vielfalt – oder anders gesagt, das unbestreitbare Faktum, dass mit *Gestaltenreiches bald Gestaltenloses* noch weit mehr vorliegt als (819) „die hier entworfene ‚Literaturgeschichte der Wolken‘“, nämlich mehrere Spezialstudien, zusammengefasst in einer buchbinderischen Einheit, die man mit all den intendierten Querbezügen lesen, aber auch getrennt gewinnbringend perzipieren kann. So hat auch der nächste Unterabschnitt, (105) „Wolken in der Bibel“, neben AT und NT erneut Nietzsche, aber auch Raffael im Zentrum (123): „Die Wolke der biblischen Verklärungsszene leuchtet, durch Raffaels Bild vermittelt, in Nietzsches Interpretation nicht in messianischem, vielmehr in tragischem Licht.“

Kapitel 2, „Kosmologie: *Naturalisierung* der Wolken in der Frühen Neuzeit und metaphysische Rückbindungen in Wissenschaft und Literatur“, lässt im Unterschied zu Kapitel 1 Literatur zunächst gegenüber Naturwissenschaft in den Hintergrund treten, zu deren Fortschritten die (antike) Naturphilosophie wesentliche Vorarbeiten geliefert hat. G r e i n e r stellt in einem ersten Schritt Werk und wissenschaftliche Ausrichtung von Nikolaus Kopernikus, Johannes Kepler und Giordano Bruno vor, um dann (136) „[i]m Zeichen des Grenzenlosen: Neue Wahrnehmungen der Wolken“ künstlerische und literarische Reflexe zu beleuchten, wobei der Bogen von Filippo Brunelleschi und Leon Battista Alberti über Leonardo da Vinci bis zu William Shakespeares *Hamlet*, Andreas Gryphius' Trauerspielen, Christian Hoffmann von Hoffmannswaldaus erotischer Lyrik und Emblemen von Alciato und Camerarius reicht. Der Unterabschnitt (186) „Schritte zu einer empirisch-naturwissenschaftlichen Meteorologie“ schließlich ist Instrumentenkunde (vom Fernrohr über das Barometer bis zum Hygrometer), Weiterentwicklung von Apparaturen (durch Galilei, Descartes, Johann Heinrich Lambert, Jean André de Luc und Horace Bénédict de Saussure) und Wetterbeobachtung (z. B. durch die Accademia di Cimento, die Kurpfälzische Akademie der Wissenschaften oder die Societas Meteorologica Palatina) gewidmet. Der Spezialisierungsgrad in diesem Abschnitt ist ebenso hoch wie im nächsten, (211) „Theoretische Grundlegung der Meteorologie als eigenständiges Forschungsfeld in der Physik“, in dem G r e i n e r René Descartes breiten Raum einräumt und durch aussagekräftige Passagen aus Cervantes' *Don Quijote* anreichert (225): „Die lebendige, mitreißende, in Detailreichtum schwelgende Beschreibung der in den Staubwolken aufeinanderzu sich bewegenden Krieger, die Don Quijote Sancho gibt, ist daraufhin gespannt, dass sich die Wolken auflösen und allen, hier Sancho und dem Leser, sichtbar wird, was Don Quijote mit seinem fantasiebegabten Auge sieht. Schon früh ist in dieser Szene Komik des Missverhältnisses von Phantasma und Realität gesetzt, da der Erzähler, kaum dass er von den Wolken berichtet hat, die Erklärung gibt, dass die Staubwolken von zwei großen Herden Schafen und Hammeln aufgewirbelt wurden [...] Die so induzierte Komik des Verlachens erhält jedoch ein starkes Gegengewicht – nicht zuletzt durch die mythologischen Zitate – in Don Quijotes leuchtendem Ausmalen seiner Vision.“ Hochliterarisch wird es auch im Abschnitt (230) „Wolkendichtung im Umfeld der Physikotheologie des frühen 18. Jahrhunderts: Barthold Heinrich Brockes (*Irdisches Vergnügen in Gott*)“, von Bernhard G r e i n e r illustriert anhand einiger Brockes-Texte, zu denen er ausführliche Interpretationen bietet (248): „So erweist sich Brockes [...] als Wegbereiter einer aus heteronomer Funktionalisierung sich herauslösenden ästhetischen Phänomenologie der Wolken.“

Kapitel 3, „Morphologie: Physikalische, poetische und bildnerische *Erkundungen* der Wolken in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“, setzt mit Betrachtungen zu (249) „Luft- und Gasforschung im 17. und 18. Jahrhundert“ ein. Eingelegt in das Referat der Forschungen von Otto von Guericke, Robert Boyle, Stephen Hales, Henry Cavendish, Joseph Priestley, Carl Wilhelm Scheele und Antoine Laurent de Lavoisier sind einschlägige, thematisch passende Brockes-Gedichte. Ausführlich behandelt G r e i n e r Luke Howards Schlüsseltext *On the Modification of Clouds, and on the Principles of their Production, Suspension and Destruction* (1865) und dessen Rezeption in der Wissenschaft. (Dieser Unterabschnitt endet mit der Vorstellung des *Internationalen Wolken-Atlas*, weswegen er und Anhang 1 in besonders effizienter Weise parallel gelesen werden können, zumal damalige und moderne Nomenklatur einander gegenübergestellt sind.) Literarische Rezeption folgt im nächsten Unterkapitel zu Goethes (279) „Wolkendichtung und Witterungslehre“, in dem sich der Verfasser mit viel Text Gedichten und dem *Faust II* zuwendet (mit einem bereichernden Bezug auf Raffaels *Sixtinische Madonna* 329, n.

95, die nur scheinbar Wolken, tatsächlich aber Engelsgesichter zeigt – ein Aha-Erlebnis, das man als Betrachter*in nur einmal hat und nie wieder vergessen wird). Von Goethe geht es weiter zu Eichendorff und Heine – (332): „Wolkenpoesie der deutschen Romantik“ –, mit einem Schwerpunkt auf *Die Götter Griechenlands* (344): „Heines Gedicht spricht nicht, wie das Schillers, auf das es ein Echo ist, den aus dem ‚Leben‘ geschwundenen Göttern ein Exil im Gesang zu. Die hier vorgetragene Rede an die Götter, die nur noch Wolken sind, führt ihr Schwinden zu Ende.“ In (345) „Wolken an und für sich: Wolkenkampagnen in der deutschen und englischen Malerei der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ folgen Interpretationen von Gemälden und der Wandel der Wolkendarstellung vom Übernatürlichen zum Wetterphänomen. Nahtlos schließt (399) „Wolkenpoesie der englischen Romantik“ an – mit einer markanten Note, denn Percy Bysshe (408) „Shelleys 1820 verfasstes Gedicht *The Cloud* hat seine auffallende Besonderheit darin, dass die Wolke weder beschrieben, noch, wie dies zur Ode gehört, angeredet wird, dass sie vielmehr durchgängig selbst spricht, dabei ihre Erscheinungs- und Wirkungsweisen im Wandel der Zeit und, damit verbunden, im Wechsel ihrer Gestalt vorstellt. So zeigt sich dieses Gedicht platonischem Denken der Unterscheidung von wechselnden Erscheinungen und bleibendem ideellem Wesen verpflichtet, entwirft es an der Wolke als einem Inbegriff der ständigen Bildung und Umbildung der Gestalt die Denkfigur des Dauer<n>s im Wechsel, lässt es diese Denkfigur in der Wolke als dem sprechenden Ich des Gedichts – neunzehn Mal wird in den 84 Zeilen des Gedichts *Ich* gesagt – selbst Sprache werden“.

Kapitel 4, „Wolken-Dynamis und -Poiesis: Wolken in wissenschaftlichen und literarischen Bezügen im 19. und 20. Jahrhundert“ analysiert (431) „Wolken als Indikatoren komplexer atmosphärischer Prozesse“ und beschäftigt sich mit „Rückbindung der Wolkenerscheinungen in die ‚Ordnungen‘ der als Wissenschaft sich etablierenden Meteorologie“. Bernhard Greiner stellt ausführlich Friedrich Ludwig Kämtz, Heinrich Wilhelm Dove, Andreas Baumgartner und Alexander von Humboldt und deren Erkenntnisse und Werke vor. Zur Gänze Adalbert Stifter gehört der Abschnitt (462) „Stereoskopie der Wolken. Die Verknüpfung szientifischer und literarischer Meteorologie in Stifters Erzählen“. Greiner konzentriert sich auf *Das Haidedorf*, *Katzensilber* und *Der Nachsommer* (mit vielen Textausschnitten). Eine Verknüpfung von sehr konkreter Annäherung an die Wolken und literarischer Aneignung (bei Jean Paul, Stifter und Guy de Maupassant) bietet der Abschnitt (509) „Den Wolken nahe: Ballonfahrten“ – von den Gebrüdern Mongolfier bis zu Jacques Alexandre César Charles und die Brüder Robert, Jean-François Pilâtre de Rozier und Joseph Louis Proust und Jungius. In (578) „Tropik der Wolken“ interpretiert Greiner Hölderlin, Baudelaire und Brecht (mit einem langen und tiefgehenden Seitenblick auf Dante und Rückbezügen auf Hesiod und Ovid). Zu Bertolt Brechts *Ballade vom Tod des Anna Gewölkegesichts* merkt er an (653): „Im Handhaben seiner Wind- und Wolkenmetaphorik inszeniert die Ballade, wovon sie spricht, das Schwinden von Gesicht und Stimme einer einst geliebten Frau in der Wahrnehmung und im Bewusstsein des Mannes. [...] In solch inversem Handhaben der Metaphorisierung ihrer weiblichen Figur zur Wolke, stellt sich die *Ballade vom Tod des Anna Gewölkegesichts* der Erinnerung an die Marie A. komplementär zur Seite.“ Die Interpretation dieses zweiten Gedichts erfolgt unmittelbar im Anschluss (655): „Zentraler Gegenstand des im Gedicht wiedergegebenen Erinnerns ist die Wolke. Sie ist dem sprechenden Ich jederzeit aus dem Gedächtnis abrufbar und wird dies auch bleiben. Ihre große Bedeutung im Gedicht kommt ihr als Träger der Erinnerung zu.“ In (672) „Wolken und Worte – Wortwolken“ interpretiert der Verfasser Werke des Mitbegründers der Dada-Bewegung Hans Arp, von Walter Benjamin – (709): „Das Kind des *Mummerehlen*-Textes hat, gehüllt in das zur Wolke entstellte Mummerehlen-Wort, auf der Suche nach einem erwidern den Blick der

Mummerehlen diese mit der Vorstellung des ‚Stummen, Lockeren und Flockigen‘ eines Schneegestöbers verbunden, in dem es sich selbst zuweilen ‚umgetrieben‘ erfährt.“ – und von Elfriede Jelinek, konkret das Theaterstück *Wolken.Heim.*, mit Aristophanes als Prätext (694): „Für Arps Dada-Gedichte war als charakteristisch hervorzuheben, dass semantische, grammatische und syntaktische Regeln der Bildung wie des Gebrauchs der Wörter gelockert erscheinen oder umfänglich missachtet werden, womit die Wörter eine eigene Freiheit der Bewegung gewinnen. Dieses poetische Verfahren wird – mit der Bestimmung der Gedichte als *Wolkenpumpen* – auf Wolkenprozesse hin perspektiviert.“ Zu Jelinek bemerkt Greiner (721): „Die Wolken betreiben – entlarvende – Semiose, sie sind selbst Sprache. In der Gestalt, die sie jeweils annehmen, stellen sie das Wesen derer nach, auf die sie blicken bzw. die sich an sie wenden.“ Weiter (747): „Umfassend zeigte sich Elfriede Jelineks Theaterstück *Wolken.Heim.* auf die Vorstellung von Wolken bezogen. Wolken sind dabei weniger der Gegenstand als vielmehr poetologische Grundfigur des Stücks. Literarische Bezugstexte, die das Stück durch seinen Titel andeutet, sind zwei Aristophanes-Komödien, in denen Wolken eine zentrale Bedeutung innehaben.“ Und schließlich (750): „Der Punkt, der im Titel des Theaterstücks zwischen Wolken und Heim steht, verweist nicht nur auf ‚Kuckuck‘ als Wildern im Fremden, sondern auch auf ‚Heimat‘ im Sinne eines Bei-sich selbst-Seins [*sic*] des Wolkenwesens in diesem literarischen Werk. So mag dieses Werk die hier entworfene Literaturgeschichte der Wolken beschließen.“

Was noch folgt, ist Kapitel 5, „Wolken als *Figur des Denkens*: Philosophische Nobilitierungen der Wolken“, beginnend mit philosophischen (751) „Annäherungen“ von Kant über Kierkegaard bis Nietzsche und fortgesetzt und abgeschlossen mit (772) „Streuungen“ von Popper über Lyotard bis Serres, der sich in seinen Schriften neben Herschel und Savary auch auf Lukrez und Epikur bezieht und in (802) „allen Objekten und Gebieten der Wissenschaften nach dem heutigen Stand des Wissens ein Wolkenwesen“ sieht. Für seine eigenen Betrachtungen auf so vielen und so unterschiedlichen Feldern leitet Bernhard Greiner daraus ab (819): „Die hier betrachteten literarischen und bildnerischen Vorstellungen von Wolken können vor diesem Plädoyer durchaus bestehen. Sie geben den Wolken ‚ihr ganzes Recht‘, indem sie deren Gleiten zwischen Poly-Morphie und A-Morphie, zugleich zwischen Sein und Nicht-Sein sowie ihre Situierung als Meteora zwischen Bereichen gesetzhaft ablaufender Vorgänge oder – in Serres’ Sinn – als deren ‚Ränder‘, in unterschiedlichen Formen und Konstellationen entwerfen und aus solchem Dazwischen Wolken hervortreten lassen in je besonderer Gestalt oder Gestaltenfolge, ohne sie *fest-zustellen* [*sic*], ohne ihre fließenden Ränder zu starren Grenzen umzubilden.“ Diese Grenzenlosigkeit und Entgrenzung ist auf jeder einzelnen Seite von *Gestaltenreiches bald Gestaltenloses* in eindrücklicher Weise nachzulesen.

Sonja Schreiner

Tragicorum Romanorum Fragmenta, Vol. III: Pacuvius, ed. Petra Schierl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2023. XLII + 520 S. ISBN 978-3-525-25030-3 – Tragicorum Romanorum Fragmenta, Vol. IV: Accius, ed. Jochen Schultheiß. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2023. XLII + 858 S. ISBN 978-3-525-25031-0

Mit den Ausgaben des Pacuvius und des Accius hat man die Vervollständigung eines groß, vielleicht übergroß angelegten Projektes erreicht. Die Editionen des Livius Andronicus, des Naevius und der Tragicci minores waren von Markus Schauer und Oliver Siegl unter Mitwirkung

von Elisabeth Hollmann schon im Jahre 2012 fertiggestellt worden, ebenso die Edition des Ennius durch Gesine Manuwald. Man vergleiche dazu meine kurze Vorstellung in *Wiener Studien* 127 (2014), 318–319, und die ausführlichere Rezension der beiden Bände in *Eikasmos* 26 (2015), 492–500. Übrigens haben die Editoren dieser Bände bereits eine Neuauflage geschafft.

Es war ein guter Griff der Editoren der Reihe, Petra Schierl die Ausgabe des Pacuvius anzuvertrauen, da sie sich schon jahrelang mit diesem Autor beschäftigt hatte (vgl. ihr Buch *Die Tragödien des Pacuvius. Ein Kommentar zu den Fragmenten mit Einleitung, Text und Übersetzung*, Berlin-New York: Walter de Gruyter 2006).

Alle Bände weisen im Wesentlichen die gleiche Struktur auf: Nach einem kurzen lateinischen Prologus folgt eine umfangreiche Praefatio zum Gesamtprojekt auf Deutsch und Englisch, anschließend nach einem „Specimen“ für die Präsentation der einzelnen Fragmente eine deutsche und eine englische Praefatio zum vorliegenden Band.

In Schierls Edition folgen die Testimonia zu Pacuvius (1–18) und eine Erklärung zur Gewichtung der Quellentexte im kritischen Apparat (nur aus Gruppe 1 [z. B. die Nonius-Editionen Lindsays und von Gatti-Mazzacane-Salvadori] werden alle Codices und alle Lesarten angeführt, aus den zwei anderen Gruppen eine Auswahl).

Den Großteil des Buches nehmen naturgemäß die Fragmente der Tragödien und der Praetexta *Paulus* ein (22–326).

Einen ungewöhnlich großen Teil beanspruchen auch in Schierls Edition die sogenannten Subsidia, eingangs die Abbreviationes et notae, dann vor allem die reichen Bibliographien: Hier stehen die römischen (und griechischen) Fragmentsammlungen, darauf folgen eine chronologisch geordnete Liste der Editionen des Pacuvius, die Überlieferungsträger der Testimonia und vor allem der Fragmente des Pacuvius und eine alphabetische Liste von Studia (342–446). Daran schließen ein Conspectus metrorum und die wichtige Konkordanz mit den anderen Editionen des Pacuvius (Ribbeck²⁻³, Warmington, D’Anna und Schierls Kommentar) an. Den Abschluss bilden ein Index nominum, ein Index verborum und ein Index fontium.

Ein Ennius-Fragment (F 18) gewährt in jedem der Bände Einblick in die sonst schwer verständlichen Apparate. Nach dem genauen Zitat der Quelle steht jeweils der Text und ein knapper (oft zu knapper) kritischer Apparat. Dann folgt der Conspectus codicum (CC) mit den handschriftlichen Quellen des zitierten Textes, anschließend der Conspectus editionum (CE), in dem die Varianten in den Editionen zitiert werden, weiters ein Conspectus studiorum (CS) mit anderen einschlägigen Beiträgen und letztlich im Conspectus parallelorum (CP) diverse Parallelstellen.

Im Conspectus codicum irritiert Nicht-Eingeweihte gewiss das System. Eingangs werden zu jedem Textträger die wichtigsten Codices zitiert (im Falle des Nonius sind dies etwa 15), dann folgen die einzelnen Lemmata folgendem Schema: *animo* codd.^[Li. GMS] bedeutet, dass die Hss. nach Lindsay und Gatti-Mazzacane-Salvadori durchwegs *animo* schreiben; *querendum* (EG)^[GMS] heißt, dass die beiden Hss. E und G nach der Auskunft der neuesten Nonius-Ausgabe *querendum* (statt *quaerendum*) haben. Selbstverständlich ist es Geschmackssache, ob man Quisquilien wie letztere Lesart durchwegs anführen sollte; in der vorliegenden Edition ist man in dieser Hinsicht übergenu.

Eine weitere Herausforderung sind die Abkürzungen: Bei der Suche hat man in den langen Listen der Abkürzungen nachzusehen, dann in den verschiedenen Editionen des Pacuvius, weiters in den Überlieferungsträgern des Fragmentes, oft auch in den gesammelten Studien am Ende dieses Teiles. Gi. (= Giusta) z. B. findet man bei den Editionen von Ciceros *Tusculanen*.

Es erforderte unglaublichen Einsatz an Arbeit, all die Codices z. B. der verschiedenen Schriften Ciceros zu sammeln und zu präsentieren, bei dem es besonders viele Pacuvius-Zitate gibt. Wir müssen allen Autor*innen dieser Edition unseren Dank und unsere Bewunderung aussprechen, wie sie diese höchst schwierige Arbeit bewältigt haben.

Übrigens gibt es im Pacuvius-Band sehr wenige Druck- und Sprachfehler (einer hat sich hartnäckig in den Addenda zum lateinischen Prolog gehalten: *alterae* statt *alterius*).

Abschließend seien einige Bemerkungen zu den Fragmenten des Pacuvius gestattet: **F 1:** Die Frage der Anordnung der Verse ist hier ein schwieriges Problem; vielleicht sollte man mit Lindsay und Ribbeck *dictione* wählen. **F 8:** Im gebotenen Text fehlt die Zäsur; der Rhythmus ist holpernd; vielleicht sollte man Hiat in der Zäsur ansetzen. **F 9:** Die Longa des Infinitivs *freñdere* findet sich nur hier (ThLL VI 2, 1286, 29). **F 14:** Vielleicht könnte man *si non est reapse ingratum, quod feci bene* <civibus> schreiben. **F 21:** Schierl nimmt oft *ia*⁸ an (stets in der Form ohne Dihärese); ist dies typisch für den Tragiker? **F 27:** Zu *monëris* vgl. De Melo, *Early Latin Verb System*, 217–227 (vgl. F 54; *tagam* in F 107). **F 29:** Entweder *bra*<*c*>*chio* oder Hiat nach dem Wort. **F 36:** *Tamquam* verletzt das Gesetz von Meyer (cf. Questa, *Metrica*, 383–393). **F 61:** Vielleicht *perqu*’ mit Klotz. **F 82** würde ich im Noniustext *orbitudine* riskieren. **F 90:** Vor *nisi* im Sinne von *sed* starke Interpunktion! **F 115:** Warum steht die Änderung zu *domuitionem* bei Nonius und nicht im Pacuvius-Text? **F 117:** Zu *subaxet* vgl. De Melo, cit., 349. **F 124:** *ei* ist metrisch nicht unbedingt nötig; man könnte auch *Brevis* im sogenannten Locus Jacobsohn (cf. Questa, *Metrica*, 279–299) annehmen (*omniã*); ebenso in F 234. *Fieri* ist im Versschluss üblich (Questa, *Metrica*, 183). **F 127:** Schierl kommt mit den zahlreichen Primärtexten mit all ihren Varianten gut zurecht. **F 129:** Die zweite Zeile ist hier gewiss nicht jambisch, also vielleicht auch die erste ein (unvollständiger) Trochäus. **F 137:** Anaphorisches *quis ... quibus* ist auffällig; vielleicht sollte man angleichen. **F 150** *attigat* cf. De Melo, cit., 361. **F 160:** *incertã* sc. *viã* ist kühn; vgl. aber den Kommentar. **F 172:** *inde advenio* kann keinen Jambus eröffnen, also trochäisch; dann kommt man aber bei *Aetnam* nicht weiter (vgl. CE und CS; vielleicht *Aetnaeum* mit weiteren Änderungen). **F 224:** Vgl. auch Plaut. *Aul.* 139–140. **F 226:** Warum findet sich das jetzt in den *incertae fabulae*? *Teucer* ist doch klar; ebenso 241 und 260 aus den *Niptra*, 259 aus der *Antiope* (vgl. Schierl im Vorwort zu der gegenüber ihrem Kommentar geänderten Methode). **F 240:** *reficere* erfordert die Crux wie in Schierls Kommentar. **F 283:** *uberes cives* verstößt gegen das Meyersche Gesetz (vgl. zu F 36); eine Streichung von *tantum* würde einen trochäischen Septenar ergeben. **F 284:** das gleiche Problem; *[tu] gnatae eius non dignabis* wäre ein Senar. **F 288** erinnert vor allem an Plaut. *Amph.* 1062. Mit dem dort aufscheinenden *tonitrus* erhielt man hier einen glatten trochäischen Septenar. **Paulus fr. 2:** vielleicht doch <*vix*> *gradibilis*?

Die Edition des Accius, die Jochen Schultzei⁹ besorgt hat, ist nach demselben Schema gestaltet: Auch hier steht nach einem Prologus und nach der deutschen und der englischen Praefatio der Reihe das Vorwort zur Accius-Edition (XXXIX). Es folgen die Testimonien (1–20) und nach der Erklärung der Quellen-Gewichtung die Fragmente der Tragödien und der Praetexten des Accius (24–624). Auch hier nehmen die Subsidia breiten Raum ein (625–762). Die Konkordanzen betreffen wiederum Ribbeck²⁻³ und Warmington, dazu die Edition Jacqueline Dangels; wir haben hier ebenfalls einen Conspectus metrorum und je einen Index nominum, verborum und fontium. Auch dieser Band ist hervorragend gestaltet, der Verfasser verdient höchstes Lob für die geleistete Arbeit.

Abschließend seien einige Bemerkungen zum ersten Teil der Fragmente des Accius (24–203) gestattet: **F 27** bedeutet wohl einfach: „Wenn du Angst vor deinem Vater hast, sag es!“

F 29 ergibt nur bei Hiat nach *obstinato* einen Senar. **F 32:** Für *mala aetas* vgl. *Aul.* 43 und Stockert zur Stelle; die Probleme des Fragments sind noch nicht gelöst; *ia*⁸ ist ganz unsicher (eventuell mit *mala* | *aetate*; Mittelzäsur nach *male* ist kaum möglich). **F 34:** Vielleicht könnte man umstellen zu *gracilitudo* <et> *luctus prop. facit*. **F 45:** vielleicht doch *offerat*? **F 68** bleibt das (teilweise konjizierte) *haesit* problematisch. Kaum wird es kausativ gebraucht sein („ratio und fortuna lassen alle Beschlüsse hinfällig werden“)? Passen würde „Dort bleiben hängen Vernunft und Glück“, vielleicht davor *consiliorum* <et>? **F 72:** Wie so oft im archaischen Latein ist *mi* zu lesen, ebenso wohl bei **F 92** und vor allem **F 93**. **F 98:** Eher als einen zäsurlosen und unrhythmischen Senar sollten wir hier einen unvollständigen trochäischen Septenar annehmen (mit Hiat in der Dihärese). Die aufgrund der Überlieferungslage überaus komplexen Fragmente **103** und **104** sind in bewundernswerter Weise bearbeitet. **F 105** (CS): *verba Atrei ad Agamemnonem et Menelaum* (nicht *Thyestem*) *filios*. **F 106:** Mit der Umstellung zu *fidem fregisti* erhielten wir hier einen vollständigen jambischen Septenar (freilich sehr untypisch für die Tragödie). **F 109** ist mit Hiat in der Dihärese zu lesen (ebenso *fr.* 81, 2). **F 123:** Vielleicht umstellen zu *laevo exuvias*. **F 125:** Das am Versschluss vielfach postulierte *insania* ist doch weit entfernt von der Überlieferung; vielleicht *turpiter* mit Nosarti?

Druckfehler oder kleinere Irrtümer finden sich in dieser Edition nur ganz vereinzelt. Den Rezensenten irritierte das durchwegs verwendete *nunti* für *nuntii* (meines Wissens nicht möglich), problematisch auch die Abkürzung *cogit.* (für *cogitavit*); auf p. 40 findet sich ein *obientem* (!).

Walter Stockert

Maximilian Höhl, *Literarische Triumphe. Der römische Triumph als konzeptuelle Metapher in der Literatur der späten Republik und der frühen Kaiserzeit*. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2023. (Millennium-Studien. 103.) X + 327 S. Ill. ISBN 978-3-11-108089-5. e-ISBN (PDF) 978-3-11-108247-9. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-108284-4. ISSN 1862-1139. DOI <https://doi.org/10.1515/9783111082479>

Im Vorspann „Vorwort und Danksagung“ deklariert der Verfasser seine Publikation als (IX) „leicht veränderte Fassung“ seiner bei Helmut Krasser an der Justus-Liebig-Universität Gießen verfassten Dissertation aus dem Jahr 2021. Die theoretischen Grundlagen legt Höhl in den ersten beiden Kapiteln („Einleitung: Triumph-Konzepte“ und „Methodik“), wobei in letzterem über Plinius den Jüngeren (*epist.* 8, 4) eine Überleitung zu den in weiterer Folge interpretierten Texten erfolgt. „Text-Monumente“ fokussiert auf Inschriften, „Literarische Beuteschau“ auf Caesars *Bellum Gallicum* und Plinius’ *Naturalis historia*. Das Kapitel „Geistige Triumphe“ beleuchtet Ciceros *Brutus*, Vitruv und die *Laus Pisonis*. Eine Übersichtstabelle (25) ermöglicht eine erste Unterscheidung schon vor den konkreten Ausführungen. In seinen kompakten „Schlussbetrachtungen“ fasst Höhl seine Erkenntnisse zusammen. Die Studie enthält eine Fülle anregender Beobachtungen, wenngleich man nicht allen Interpretationsansätzen folgen bzw. sie als primäre Aussagen der ausgewählten Texte werten muss (z. B. Höhl’s Sicht auf Plinius maior; dazu später mehr). Hinzu kommen Vorschläge, auf welche Texte und Textsorten (insbesondere aus der augusteischen Epoche) man den auf George Lakoff und Mark Johnson zurückgehenden metaphorisch-konzeptuellen Zugang noch ausdehnen kann (beginnend bei lateinischer Literatur, auf die Höhl zusätzlich verweist, aber nicht konsequent durchinterpretiert).

Störend ist die wiederholte Verwendung des generisch unzutreffenden deutschen Artikels bei lateinischen Begriffen (z. B. „der *Templum Pacis*“ oder [279] „das *ludus latruncularum*“). Eine ausführliche Bibliographie und zwei umfangreiche Indices („Sach- und Personenregister“ und „Stellenregister“) runden die Publikation ab.

Höhl eröffnet seine Untersuchung zum weiten Bedeutungshorizont und -wandel des Begriffs ‚Triumph‘ mit einem Blick in die USA (1): „‘Today we celebrate a triumph not of a candidate, but of a cause’ – mit diesen Worten eröffnet der US-Präsident Joe Biden seine Inaugurationsrede vor knapp 40 Millionen Menschen, die den spektakulär inszenierten Wahlkampfsieg am 20.01.2021 weltweit in den Medien verfolgen. [...] Die eigentliche Siegerin des Wahlkampfes, so fährt Biden, nach einer kurzen Pause fort, sei die Demokratie gewesen: [...] ‘Democracy has prevailed’.“ Die Ukraine und COVID-19 folgen als weitere signifikante Beispiele aus den Bereichen von Krieg und Wissenschaft (2): „Die Idee des Triumphierens hat den Triumphzug also bei weitem überdauert. [...] Obwohl der Begriff des Triumphierens seit der Antike einen starken Bedeutungswandel erfahren hat, der ihn im alltäglichen Sprachgebrauch scheinbar entmilitarisiert hat, lassen die genannten Beispiele erkennen, wie sich metaphorische Konzepte zwar von ihrem eigentlichen Ursprung entfernen können, im Kern aber doch Assoziationen transportieren, die erhalten bleiben. Umgekehrt lädt diese Beobachtung aber auch dazu ein, auch unsere eigene Perspektive auf die Begriffe der Antike zu überdenken.“ Höhl's Beweisziel ist es, (4) „die konzeptuelle Metapher des Triumphs in Bezug auf ihre Anwendung und Funktionalisierung in literarischen Texten zu untersuchen, wobei der Schwerpunkt auf die Zeit der späten Republik und die frühe Kaiserzeit bis zur Herrschaft der Flavier gelegt werden soll, um gerade die für die Entwicklung des Triumphs so wichtigen Phasen des Übergangs in der Analyse näher zu beleuchten.“ An den Anfang stellt er (als Basis für seine weiteren Überlegungen und mit Hinweis auf viel Sekundärliteratur) eine Darstellung des Triumph(zuge)s als Ritual, systematisch gegliedert in (6) „Bestandteile der Prozession“, (9) „Publikum und Interaktion“, (12) „[d]ie Triumphstrecke“ und (14) „Funktionen und Änderungen des Triumphrituals“ im direkten Vergleich von Republik und Prinzipat (17): „Ermöglicht wurden diese gravierenden Änderungen durch eine Neubestimmung der Rolle des Triumphators und seiner Wahrnehmung in der Öffentlichkeit. Während die Durchführung von aufwändigen Triumphzügen immer seltener wurde, entwickelte sich der Kaiser auch außerhalb des Triumphs“ zum Symbol einer dauerhaften und globalen Sieghaftigkeit, denn faktisch war nun er der dauerhafte Träger des *imperium*.“ Höhl fasst zusammen (19): „Der Triumphzug vollzieht sich innerhalb eines komplexen und in hohem Maß symbolisch aufgeladenen Systems und realisiert dieses in der Interaktion zwischen den zahlreichen und heterogenen Akteuren und Objekten, die in das Ritual involviert sind.“ Texte bilden nun entweder Triumphe ab und werden so zu essentiellen realkundlichen Quellen, oder es handelt sich um (20) „historiographische, rhetorische, wissenschaftliche oder poetische Texte, in denen scheinbar auf abstraktere Konzepte von Triumph rekurriert wird. Diese sind nicht immer mit einem konkreten Triumphzug zu identifizieren, sodass hier mehr der Triumph als Konzept im Vordergrund steht.“ Dazu kommt, dass literarische Darstellung keineswegs deckungsgleich mit dem tatsächlichen Ablauf bzw. der individuellen oder auch kollektiven Wahrnehmung sein muss; in jedem Fall sieht Höhl *imperium* und/oder *spectaculum* (23) „als konstitutiv für ein Konzept von Triumph“ (mit einer instruktiven Tabelle 126). Das Darstellungsspektrum reicht von kommemorativ über dokumentarisch, narrativ und performativ bis zu diskursiv. Der Verfasser betrachtet (27) „Texte, die auf Triumphe referieren, Texte, die sich wie ein Triumph verhalten, und Texte, die sich als Alternative zum Triumph präsentieren“ und erklärt seinen Zugang (37) „unter dem Leitsatz, moderne kultur- und litera-

turwissenschaftliche Ansätze mit den Ansprüchen einer als transdisziplinär verstandenen Altertumswissenschaft zu verbinden.“ Nach einem konzisen Ausblick auf die einzelnen Kapitel (38) wendet sich H ö h l zunächst der langen Geschichte der Metapherdefinitionen zu – mit einem Schwerpunkt auf Lakoff und Johnson und in Bezug zu Diskurs, Handeln, Ritual und Literatur (46): „Damit wird die Metapher zu einem fundamentalen und omnipräsenten Strukturelement des menschlichen Lebens und ebendieser Aspekt ist gemeint, wenn die Autoren die Metapher als Phänomen des Denkens, Sprechens und Handelns bezeichnen. Als Konsequenz würden viele der Metaphern, denen wir im Alltag begegnen[,] überhaupt nicht mehr als solche wahrgenommen, da sich die meisten Metaphern unmittelbar auf ‚natürliche‘ Metaphern zurückführen lassen.“ Für literarische Triumphe bedeutet das: „Die Lektüre eines Texts, der metaphorisch durch den Triumph strukturiert wird, muss – so die Konsequenz dieser Annahme – grundsätzlich der Wahrnehmung entsprechen, Teilnehmer in einem Triumphzug zu sein.“

In einem nächsten Schritt wendet sich H ö h l dem (61) „Performativitätsbegriff [...] auf der Basis eines konzeptuell-metaphorischen Verständnisses vom Text *als* Triumph“ zu. Plinius' Brief an Caninius Rufus (*epist.* 8, 4) über ein Dakerepos dient ihm als aussagekräftiges Beispiel, als „eine mögliche antike Perspektive auf die konzeptuelle Wahrnehmung und intermediale Produktivität des Triumphs“, als (61–62) „Brücke [...], die es ermöglicht, textstrukturelle Kohärenzen zwischen dem (Triumph-)Ritual und dem im Text ausgeprägten (Triumph-)Konzept einzugrenzen und zu erfassen.“ Parallelen zur Trajanssäule sind unverkennbar, (62) „in der Form eines marmornen Bilderbuchs.“ Plinius schildert (67) „ein abstraktes Konglomerat unterschiedlicher Szenen, welche sich aus prototypischen Topoi der Militärstrategie zusammensetzen. [...] Zum anderen weist der Pliniusbrief an einigen Stellen eine metaphorische Strukturierung von literarischen Schreibprozessen durch Triumphvokabular auf, sodass die im Brief beschriebenen ‚performativen‘ Zusammenhänge zwischen Ritual und Text auch insgesamt unter einem konzeptuell-metaphorischen Verständnis der literarischen Tätigkeit des Dichters und den militärischen Erfolgen des Kaisers subsumiert werden können.“ In weiterer Folge erläutert H ö h l an der Sprechakttheorie, dem Theatermodell und der Indexikalität, „welche mit dem Triumphzug verbundenen performativen Praktiken für eine konzeptuelle Strukturierung von Texten geeignet sind. Dass der Performativitätsbegriff der Ritualtheorie nicht ohne Weiteres auf die philologische Arbeit am literarischen Text übertragen werden kann, zeigt schon die Feststellung, dass hier bereits innerhalb dieses eingegrenzten Rahmens kein festes Konzept vorliegt, sondern üblicherweise eine ganze Reihe heterogener Phänomene unter dem gemeinsamen Begriff des Performativen zusammengeschlossen werden.“ Er kommt zu der Erkenntnis (73–74): „Performativität und Textualität – so der performative Grundsatz – sind nicht als strenges Oppositionspaar zu sehen, das von einer bestimmten (performativen oder schriftbasierten) Kulturform abhängig ist.“ Bevor sich der Verfasser einer Vielzahl von Inschriften (79: „Text als Index“) zuwendet, fasst er sein Verständnis von Performativität in vier präzisen Punkten zusammen, das von der (78) „Performanz“ bis zur „strukturellen Performativität“ reicht.

Eine Tabelle zu (81) „[p]rototypische[n] Repräsentationen von Sieg und Triumph in lateinischen Inschriften“ zeigt die möglichen Ausbaustufen. H ö h l wendet sich (82) „auf gentilizische Repräsentation ausgerichteten Ehreninschriften“ ebenso zu wie den *fasti triumphales* und somit einem Beispiel für „annalistische Modelle“. Gemeinsam ist den Texten, dass (83) „*tituli* als Symbole imperialer Aneignung“ dienen, indem eroberte Territorien, versklavte Menschen und Beutegut aufgezählt werden. Zu diesem Imperialismus in Schriftform treten Momente des Schauspiels und des *spectaculum* und die Inszenierung beim Triumphzug selbst (98): „Gerade an Stellen, an denen sich der Text Darstellungsprinzipien bedient, die der Erzeugung von An-

schaulichkeit und Emotionalität dienen, wären daher die performativen Aspekte des *spectaculum* zu untersuchen.“ Wesentlich dabei sind Emotionen, durchaus auch Mitleid mit den Eroberten, wie Höhl an Auszügen (in Original und Übersetzung) aus Plutarch und Flavius Josephus anschaulich zeigt (104): „Sowohl die *urbs capta* als eine Möglichkeit, die Leiden von Familienangehörigen, Frauen und Kindern zu präsentieren, als auch die Integration der Anführer, die in einer eher kathartischen Weise als grausame, aber gescheiterte Herrscher mit diesem *setting* verbunden werden, gehören zu den spektakulären Darstellungsstrategien des Triumphs.“

Breiten Raum widmet der Verfasser einem speziellen Phänomen, das er (105) „als ‚Schein-Triumph‘ bezeichne[t] und [...] als rhetorisches Äquivalent zu den *falsi triumph* versteh[t]. Es beschreibt literarische Strategien, um die angemessene Durchführung und überhaupt die Rechtmäßigkeit eines Triumphzugs anzuzweifeln, was natürlich oft im Zuge einer eigenen politischen und moralistischen Agenda des Autors geschah.“ Übertreibungen oder Richtigstellungen sind beliebte Mittel, um diesen Effekt zu erzielen: Maximilian Höhl wählt Ciceros Invektive *In Pisonem*, Suetons Nero-Vita und besonders ausführlich Curtius Rufus (mit instruktiver Tabelle 120–121) als Beispiele (122): „Neben dem Vokabular des Triumphzugs und des Spektakulären, spiegelt sich die Metapher der Schein-Triumphe zuletzt auch in den Kriegshandlungen Alexanders, auf die natürlich viele der im Text präfigurierten Konzepte zurückgeführt werden können. So lässt sich das Handeln Alexanders, dessen Sieghaftigkeit im Verlauf der Erzählung immer mehr in Zweifel gezogen wird und im Kontext des Indienfeldzugs nur noch als leerer Schein entlarvt wird, als Projektionsfläche für die *falsi triumph* der Kaiserzeit verstehen, da seine Siege meist von spektakulären Inszenierungen begleitet werden, die jedoch im Vergleich zur errungenen Leistung meist extravagant und deplatziert wirken.“

Caesar und Plinius maior lassen sich unter ganz unterschiedlichen Aspekten für Maximilian Höhl's Untersuchung auswerten. In beiden Fällen kann er auf Forschungsliteratur zu (129) „triumphalen oder triumphähnlichen Modellen“ aufbauen. Er begreift (130) „*Gallia omnis* als commemorative *tabula*“ und führt diesen Gedanken im Detail aus (141): „Zunächst handelt es sich bei Caesars Gallien um einen Raum, der auf universalistischen Ordnungsprinzipien beruht. Die Inszenierung dieses universellen bzw. ‚kosmographischen‘ Raumes, die bereits durch das einleitende *Gallia est omnis* vorgenommen wird, lässt sich als ein gemeinsamer und grundlegender Faktor zwischen der Raumkonstruktion Caesars und der Darstellung der unterschiedlichen Repräsentationen (d. h. vor allem Städte, Flüsse, Ethnien) im Triumphzug festhalten.“ Den Leser*innen kommt die entscheidende Rolle des Interpretierens zu (144): „Der so konstruierte Raum ist somit weder als literarische Fiktion noch als Abbild der Wirklichkeit zu verstehen, sondern entsteht maßgeblich in der Interaktion mit dem Rezipienten: Die Präsentation des eroberten Raums, die gleich mit dem ersten Wort, das in der Antike oft gleichbedeutend mit dem Titel war, angekündigt wird, wird, wie in der Symbolik des Triumphzugs, erst durch die Summierung einzelner Objekte sowie die Darstellung ihrer Unterwerfung und Bezähmung hergestellt.“ An gut gewählten Textstellen kann Höhl die Bedeutung des Raumes bei Caesar zeigen – und das in beständiger Verbindung mit römischen Werten als Zivilisationsbringern und Erfolgsgaranten. Hinzu treten Anschaulichkeit (exemplifiziert an Buch 7 von *De bello Gallico*) und das Wecken von Emotionen (am Beispiel klagender Frauen mit Tabelle 160–161). Höhl subsumiert (169): „Auch wenn im Einzelnen gewiss nicht jedes am Text gezeigte Darstellungsmerkmal genuin und ausschließlich mit Elementen der Triumphpraxis in Verbindung zu setzen ist, lässt die gemeinsame Verwendung dieser Strukturen [...] auf eine metaphorische Strukturierung des Texts durch den Triumph als einem [sic] verselbstständigten und konventionalisierten Modell des Denkens und Handelns schließen, sodass der Text, wenn er auch selbst kei-

nen Triumphzug erwähnte, mit einiger Sicherheit von einem großen Teil der Bevölkerung wie ein solcher rezipiert und verstanden werden konnte.“

Die *Naturalis historia* ist für Maximilian H ö h l ein „Ort imperialer Ressourcen“ und das Summarium (171) „eine wissenschaftliche Siegesinschrift“. Aufschlussreich ist die Übersichtstabelle, die (176) „[d]rei unterschiedliche Strukturtypen zum Auflisten von Inhalten“ mit ausgeprägter Leser*innenorientierung und Abstimmung von Inhalt und Form zeigt, desgleichen eine weitere Tabelle zu (185) „[s]trukturelle[n] Variationen in der Aufbereitung der *summae*“. Zahlen kommt große Wichtigkeit zu (189): „Plinius greift auf dieselben elementaren Strategien zurück wie ein Triumphator, um seine hohe wissenschaftliche Arbeit als Summen darzustellen und sie so messbar zu machen. Indem er dieses Prinzip, das in der Praefatio angelegt ist, schließlich auch als wiederkehrendes Element seines Summariums [*sic*] einsetzt, erscheinen auch die Zahlen der *summae* weniger als absolute Größen, die man zu einer exakten Summe aufaddieren kann, sondern verweisen auf einen hohen Forschungsaufwand, der mit den Inhalten der einzelnen Bücher verbunden ist und der anhand ihrer einzelnen Einträge überprüft werden kann. Ähnlich wie im Triumphzug können die Zahlen dabei sowohl eine Abgeschlossenheit als auch eine Legitimität der gezeigten Ressourcen symbolisieren. Die *summae* der einzelnen Bücher markieren die Ausbeute zu jedem Thema und führen wie Siegesinschriften am Ende jedes Buches die Eroberungen von Plinius' wissenschaftlichem Eroberungsfeldzug auf.“ Von Plinius zitierte Autoren sind für Maximilian H ö h l (195) wertgeschätzte „Beute aus Plinius' literarischem Streifzug [...], sodass letztendlich alle Autoren nur noch auf Plinius als den eigentlichen Sieger und ‚Besitzer‘ des literarischen Fundus verweisen.“ Plinius eröffnet seinen Rezipient*innen durchgehend selbstbestimmte, partielle, selektive, nicht-lineare und interessen geleitete Lektüre (199): „Vor diesem Hintergrund ist das interaktive Potenzial, das durch das Summarium gewonnen wird, nicht zu vernachlässigen, sondern eröffnet eine Dimension der Partizipation [...]“. Wichtig für Plinius ist der richtige Umgang mit der Natur, konkret „[z]wischen kontrollierter Aneignung und sinnloser Zerstörung“. Maximilian H ö h l analysiert nach den Kategorien (200) „*mundus*“ und (206) „*terra*“. Zusammenfassend lässt sich konstatieren (209): „Die Bezwingung der Natur und die militärische Ausrichtung des Triumphzugs sind also für die *Naturalis Historia* nicht weniger bedeutsame Kategorien als die moralischen und kulturverändernden Dimensionen, unter denen die natürlichen Ressourcen und Kunstgegenstände eingeschätzt wurden. Grundsätzlich wäre die Orientierung an Bildungsinhalten in der *Naturalis Historia* somit komplementär zu Caesars Darstellung von geographischen Räumen, Ethnien und Anführern zu verstehen, wobei die in der *Naturalis Historia* dargestellten Objekte hier innerhalb eines Bildungskontexts allein auf die Ressourcen angewandt werden. Indem Plinius die Triumphzüge immer wieder als Marker für das erste Erscheinen eines Gegenstands in Rom verwendet, verbindet er sein Naturkonzept kontinuierlich mit der römischen Geschichte und verwendet den Triumph dabei gleichzeitig als ethisches Modell, um bestimmte Ereignisse und Entwicklungen der römischen Kultur zu reflektieren.“ Zu sehr auf das *spectaculum*-Motiv und zu wenig auf zoologische Erkenntnisse und naturkundliches Interesse bei Plinius fokussiert H ö h l in seinen Ausführungen zu den Elefanten in Buch 8, wenngleich diese Verengung der Perspektive in seinem Untersuchungskontext nachvollziehbar sein mag, wie z. B. in dieser Aussage (226): „Alle Erzeugnisse der Natur werden unabhängig davon, ob es sich um eroberte Territorien, gezähmte Tiere oder in Rom kultivierte Pflanzen handelt, stets in einem imperialistischen Modus betrachtet, der sowohl die Eroberung als auch die Aneignung der jeweiligen Ressourcen thematisiert.“

Am Ende von Maximilian Höhl's Untersuchung stehen Formen des intellektuellen Triumphs (231): „Was die Metapher des geistigen Triumphs von der literarischen Beuteschau unterscheidet und sie zumindest in die Nähe des Unkonventionellen rückt, ist ihre selbstlegitimierende Dimension.“ 233–235 stellt der Verfasser in drei Schritten dar, wie er sich seinen Beispieltextrn nähert („Kontextanalyse“ – „Funktionale Analyse triumphaler Ausdrücke im Text“ – Überprüfung der Triumphmetapher als programmatisches Konzept“). Höhl's erstes Beispiel ist Ciceros *Brutus*, da Cicero darin (246) „[e]in alternatives Erinnerungsmodell“ entwickelt, konkret „Rednergeschichte vs. Triumphgeschichte“. Höhl vertritt die Ansicht, (253) „dass sich Cicero, der den Ruhm militärischer Leistung immer wieder in seinem politischen Handeln zu spiegeln versucht hatte, ihn im *Brutus* erstmals auch auf seine wissenschaftliche Tätigkeit übertrug und sich hier nicht etwa einer festgelegten Tradition anschloss, sondern dem Triumphbegriff sogar den Weg zu seiner Abstrahierung und Instrumentalisierung im augusteischen Literatur- und Bildungskontext bereitet hatte. Vitruv wiederum gelingt es, Architektur und militärischen Erfolg miteinander zu verbinden (mit Tabelle 266, die Architektur mit „dauerhafter Sieghaftigkeit“, nicht nur einem „einzelnen Erfolg“ verbindet), wie er konkret anhand des Imports von schwer brennbarem Lärchenholz (2, 9, 15–16) auf Caesars Eroberungszügen zeigt (256): „Zunächst ist zu sagen, dass Vitruv den Begriff *triumphus* bereits weitaus offener verwendet als Cicero. An den Stellen, an denen der Begriff gebraucht wird, referiert er kaum noch auf konkrete Triumphprozessionen, sondern wird allgemeiner auf Situationen angewendet, in denen Siege gefeiert oder perpetuiert werden.“ Architekt und Feldherr stellt er mehrfach auf eine Stufe, und auch der (Fach)literatur kommt hoher Stellenwert zu (262): „Die Literatur erscheint nicht nur als Mittel der Ehrung und Monumentalisierung fremder Taten, sondern auch als Mittel zur Selbstmonumentalisierung: als eine wahrhaftige Alternative, der eigenen schriftstellerischen Leistung ein ewiges Denkmal zu setzen.“ Dazu trägt auch bei, dass die Zueignung an Augustus einem (265) „geradezu verbindliche[n] Regularium im Horizont der augusteischen Bauvorhaben“ gleichkommt. Augustus ist kein „passiver Rezipient“, vielmehr „aktiver Leser“. Das erzeugt Nähe zwischen Herrscher und Autor, (267): „nicht nur innerhalb der im Text inszenierten panegyrischen Situation, sondern auch vor dem konkreten Hintergrund eines dauerhaften und globalen Siegeskonzepts, das sich unter Augustus vielfältig in Rom etabliert hatte: in den vergrößerten Provinzen des römischen Imperiums, in der monumentalen Erneuerung des römischen Stadtbilds und schließlich auch in einem aufblühenden Literatur- und Bildungswesen.“

Die *Laus Pisonis* beurteilt Höhl schließlich „als Resultat und Zuspitzung der bisher festgehaltenen Entwicklungen“; denn (271) „[e]in vergleichbarer Fokus auf die zivilen Tätigkeiten, wie er in der *Laus Pisonis* vorherrscht, ist nur im *Panegyricus* des Plinius wieder zu finden.“ So wird Piso zum „Triumphator des *otium*“ (illustriert durch eine Tabelle 274–275). Systematisch arbeitet Höhl verschiedene Lebensbereiche Pisos ab, darunter sogar (279) „Pisos Fähigkeiten im Ball- oder im Brettspiel“. Hierin liegt letztlich wieder eine ausgearbeitete Metapher: „Das taktische Feld des Spielbretts bildet somit den idealen Raum, um die militärischen Qualitäten Pisos im panegyrischen Text zur Geltung zu bringen und die Grenzen zwischen einer öffentlichen und einer privaten *virtus* endgültig im Bild des sowohl im Spiel als auch auf dem Schlachtfeld fähigen Strategen verschwimmen zu lassen.“ Durch die *pax Augusta* haben sich neue (283) „Formen und Möglichkeiten“ der *virtus*-Repräsentation ergeben, wozu (286) „das Handeln im *otium* und das Auftreten vor großen Zuschauermengen als gesellschaftliche Distinktionsfaktoren“ ebenso gehören wie (290) „die Art der Aufarbeitung und der didaktische An-

spruch der Texte als eine alternative, doch legitime Dimension, römische Erfolgs- und Triumphgeschichte zu erfassen und die Leserschaft an ihr teilhaben zu lassen.“

Mit diesem (beginnend 287) „Fazit und Ausblick“ leitet der Verfasser zu seinen (291) „Schlussbetrachtungen“ über, in denen er zunächst „Kohärenz“, (293) „Konsistenz“ und (296) Komplexität“ des Triumphkonzepts Revue passieren lässt und damit den Bogen zu seinem einleitenden Methodenkapitel spannt. Den zweiten und letzten Teil widmet er (298) „Funktionen literarischer Triumphe und Ausblick“. (Letzteren richtet er auf die Gattungsvielfalt in der augusteischen Dichtung zuzüglich einer Tabelle mit Textbeispielen 301–302, die den engen Konnex von Triumph und Dichtung zeigen und auf das *spectaculum*-Motiv in anderen römischen Lebensbereichen verweisen, z. B. bei der pompa *funeris*.) Unter stetiger Bezugnahme auf die untersuchten Texte und Autoren untergliedert er in (299) „Literatur als Denkmal“, „Literatur als Bühne natürlicher Ressourcen“, (300) „Literatur als Projektionsfläche kultureller Werte und Normen“ und „Literatur als Ort der sieghaften Selbstinszenierung“. Maximilian Höhl fasst zusammen (301): „Obwohl es nicht möglich ist, alle Texte unter einem konsistenten Triumphkonzept zu vereinen, lässt sich festhalten, dass mit der Metapher immer ein selbstdarstellendes Wirkungspotenzial verbunden ist, welches je nach Diskurs und Anwendungsbereich mit unterschiedlichen Mitteln legitimiert werden muss.“

Methodische Wege hat der Verfasser in seiner Studie in ausreichendem Maß geebnet, v. a. aber Denkanstöße geboten, noch stärker auf die Vielschichtigkeit nur scheinbar längst bekannter Texte zu achten und sie über Epochen- und Genrengrenzen hinweg zusammenzudenken und zusammenzusehen, als Früchte eines Kulturraums.

Sonja Schreiner

Christina Meckelnborg, P. Ovidius Naso, *Remedia amoris*. Kommentar zu Vers 397–814. 2., überarbeitete Auflage. Baden-Baden: Tectum. Nomos 2024. (Nova Classica. 4.) XXXVII + 427 S. ISBN 978-3-8288-4909-9. ePDF 978-3-8288-5037-8. ISSN 2195-5093

Die Reihe *Nova Classica. Marburger Fundus für Studium und Forschung in der Altertumswissenschaft*, begründet vom viel zu früh verstorbenen Boris Dunsch und herausgegeben von Magnus Frisch, Rainer Nickel, Felix M. Prokoph und Kai Ruffing, hat das erklärte Ziel, (s. p.) „zentrale, aber heute nur noch schwer zugängliche Bücher aus dem altertumswissenschaftlichen Spektrum durch Nachdrucke und – wo immer möglich – überarbeitete Neuauflagen wieder zu erschließen. Dabei werden einerseits Titel aufgenommen, die für das Studium in altertumswissenschaftlichen Disziplinen zu maßgeblichen Grundlagen- und Referenzwerken geworden sind. Andererseits werden Arbeiten berücksichtigt, die einen gewichtigen Forschungsbeitrag geleistet und dadurch den weiteren Gang der Forschung nachhaltig geprägt haben und diese, wie zu hoffen ist, auch weiterhin anregen werden.“ Dazu gehört im vorliegenden Fall, das „Vorwort zur 1. Auflage (1982)“ – damals noch unterfertigt von (XII) „Christina Lucke“ – ebenso nochmals abzdrukken wie das seinerzeit zusammengestellte Literaturverzeichnis (XVII–XXXVI).

Wichtige Ergänzungen sind in das „Vorwort zur 2. Auflage“ und den (425–427) „Anhang zur 2. Auflage“ ausgelagert; das sind (425) „mehrere kritische Editionen, zweisprachige Ausgaben und Kommentare“ und ein (426) „Verzeichnis der Abweichungen von Kenney 1994² und Ramírez de Verger 2006²“. „Indices“ helfen bei der Orientierung in einem ganz in der Tradition der ‚klassischen‘ Klassischen Philologie verschriebenen Ovid-Kommentar, einem Zeit-

dokument und somit Baustein der Wissenschaftsgeschichte. M e c k e l n b o r g erklärt in ihrem (XV) „im September 2023“ abgeschlossenen aktualisierten Vorwort, dass die ursprüngliche Arbeit (XIII) „in der Reihe Habelts Dissertationsdrucke“ erschienen sei (XIII–XIV): „Für die Neuauflage wurde der Kommentar gründlich durchgesehen und an vielen Stellen überarbeitet [vgl. z. B. 62, n. 1 von insgesamt 37 Fußnoten, von denen viele textkritischer Natur sind]. Die seit 1982 erschienene Sekundärliteratur zu Ovids Liebesdichtungen und allgemein zur augusteischen Dichtung wurde nicht eingearbeitet, da dies dem Profil der *Nova Classica* nicht entsprochen hätte. Dies geschah zugleich aber auch in der Überzeugung, dass ein Kommentar wie der vorliegende, der textkritische Probleme und sprachlich-stilistische Betrachtungen in den Mittelpunkt stellt, nicht so schnell veraltet wie eine auf modernen Theorien und Methoden basierende literaturwissenschaftliche Arbeit. Ein solcher Kommentar ist sozusagen zeitlos, wie sich an den großen Kommentaren von Eduard Norden zum 6. Buch der Aeneis oder von Franz Bömer zu Ovids Metamorphosen zeigt, die auch im 21. Jahrhundert noch immer mit Gewinn herangezogen werden. Das, was manchem Rezensenten der ersten Auflage meines Remedia-Kommentars in den 1980er Jahren an sprachlichen und sachlichen Erklärungen als zu ausführlich erschien, erweist sich heutzutage nach meinen Erfahrungen im universitären Lehrbetrieb oft als notwendig, so dass an dem Konzept der umfassenden Texterschließung festgehalten wurde.“ Was leider nicht umgesetzt werden konnte, war die geplante Kombination mit Hans Joachim Geislers 1969 publiziertem Kommentar zu den Versen 1–396, da der Verfasser 2015 verstorben ist. Deswegen hat M e c k e l n b o r g (XIV) „nun doch eine eigene Edition von Vers 397–814 hinzugefügt.“

Die Publikation bietet zunächst die damalige „Einleitung“ (1–14), eine „Übersicht über die Verse 397–814“ (15–16) und ein „Verzeichnis der Abweichungen von Kenney 1961“ (17). Darauf folgt – neu hinzugefügt – „Text und Übersetzung“ (19–53) und schließlich der „Kommentar“ (55–395).

In den mehr als vierzig Jahren, die zwischen den zwei Auflagen liegen, hat sich das Frauenbild ebenso weiterentwickelt wie die Genderforschung. Bei allen unbestrittenen (positivistischen) Qualitäten des Kommentars hätte es (auch gegen die ‚Blattlinie‘ und ganz besonders unter der Prämisse, dass Studierende das verdienstvolle Buch gerne und ohne begreifliche Verwunderung über Männerphantasien benützen sollen) nicht geschadet, die eine oder andere Ergänzung, Erläuterung oder Erklärung vorzunehmen, gleichsam einen Kommentar zum Kommentar, aber auch zur Einleitung, etwa zu einem Satz wie diesem (1): „Dabei geht es nicht in erster Linie um die gefühlsmäßige Seite der Liebe, sondern um die Beherrschung der Liebe als gesellschaftliches Spiel.“ Wahl des Ausdrucks *metri causa* (z. B. 58 zu 397–398 oder 61 zu 401–402) und Wortstatistiken (z. B. 78 zu 421–422) sollten aus modernisierter philologischer Sichtweise entsprechend kontextualisiert werden, besonders aber sexistische und misogynie Partien, in denen die Frau – mag es auch genrekonform sein – zum Lustobjekt degradiert wird.

Sonja Schreiner

Lars Mielke, Spaliere für Silvinus. Charakterschulung in Columellas Werk über die Landwirtschaft. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2024. (Hypomnemata. 219.) 602 S. ISBN 978-3-525-30225-5. ISSN 0085-1671

Lars Mielkes Monographie ist eine ebenso mustergültige wie gewinnbringende Analyse nicht ‚nur‘ von Columella, sondern von landwirtschaftlicher Fachliteratur unter synchroner und diachroner Perspektive – durchaus auch mit Gültigkeit für andere Zweige der wissenschaftlichen Literatur. Gut gewählte Textausschnitte und kundige Interpretationen erweisen das Spektrum der Charakteristika von Werken, die – zumindest zu einem gewissen, jedenfalls nicht unerheblichen Grad – der Gebrauchsliteratur zuzurechnen sind. Dabei werden signifikante Unterschiede deutlich, die die mögliche Bandbreite der Verschiebungen zwischen *prodesse* und *delectare* aufzeigen.

In seiner „Vorbemerkung und Danksagung“ stellt der Verfasser, Studienrat für Latein und Biologie im Fridericianum Schwerin, die Monographie als Überarbeitung seiner Rostocker Dissertation aus dem Jahr 2019 vor und schildert anschaulich den Entstehungsprozess der Arbeit – von umfänglicher Lektüre bis zur Komprimierung der daraus erwachsenen Detailfülle in seinem (9) „Konzept der gegenstandsbezogenen Charakterschulung“. In der Einleitung widmet er sich zunächst den (11) „Funktionsebenen landwirtschaftlicher Schriftstellerei“ und konstatiert: „Die sozio-kulturelle und ökologische Bedeutung der Landwirtschaft reicht seit jeher weit über die anderer Gewerbe hinaus. Heute wird dies besonders deutlich, da die Folgen einer intensiven Bodennutzung und Viehhaltung auf globaler wie regionaler Ebene die Stabilität von Ökosystemen sowie das Wohl von Mensch und Tier gefährden.“ Mielke gibt einen Überblick über die Forschung zu Columella und erklärt (14): „Das zentrale Ziel der vorliegenden Arbeit ist es zu klären, wie die philosophischen und politischen Töne von Columellas Lehrwerk *richtig* zu lesen sind.“ Er will beweisen, dass der Leser landwirtschaftliche Praxis zur Richtschnur seines Handelns machen soll, dass ein spezifisch entwickelter – vornehmlich auf Ackerbau und Viehzucht ausgerichteter – Ethikkompass damit verbunden ist, sind doch (17) „die antiken Agarschriften mehr als Medien der Exposition von praktisch-relevanten Wissensbeständen.“ In diesem Zusammenhang äußert sich Mielke zum (18) „Diskurs über die Vor- und Nachteile einer mündlichen bzw. schriftlichen Wissensvermittlung“ und expliziert die bei so manchem Gutsbesitzer erkennbare „Kluft zwischen Wissen und Handeln“ an Xenophons *Oikonomikos*, worin der Gutsherr als Spezialist mit Führungsqualitäten erscheint, und eben Columella. Dazu kommen ergiebige Vergleiche mit Varro und Plinius. Zahlreiche Textpassagen in Original und Übersetzung und kritische Auseinandersetzung mit Sekundärliteratur führen in ebenso angenehmer wie gewinnbringender Lektüre zu Columellas Aussagewillen und Vermittlungsabsicht (27): „Nach Columellas Einschätzung benötigt Silvinus nicht nur die Vermittlung korrekter bzw. korrigierter Fachinformation; er muss zudem dahingehend erzogen werden, wie er mit in Buchform vermittelten Informationen umgeht. Hierzu zählt die Überwindung von Autoritätshörigkeit, die Aneignung einer gesunden Respektlosigkeit gegenüber den *antiqui*.“ Nach Mielke verhält es sich so, (31) „dass Columellas Werk im Hinblick auf die Ausbildung des intendierten Lesers zum Gutsbesitzer mehr leistet, als Wissen zu vermitteln.“ Diese Erkenntnis setzt er in Bezug zur „Charakterschulung in der bisherigen Columella-Philologie“ und generiert daraus einen Forschungsbericht, an dessen Ende er (34) „Zielsetzung dieser Arbeit, Vorgehen und Vorannahmen“ in Form von prägnanten Übersichtsdarstellungen zu den drei Großkapiteln

darlegt, an deren Ende jeweils eine Zusammenfassung steht, und überdies die Wichtigkeit von Inter- und Intratextualität betont (42): „Hierbei ist eine wichtige Vorannahme, dass der intendierte Leser das Werk mindestens einmal Buch für Buch durchliest. Dem steht der Umstand, dass der Autor ans Ende des elften Buchs ein Inhaltsverzeichnis gesetzt hat, den Leser also zum Nachschlagen ermuntert, durchaus nicht entgegen. [...] Das Inhaltsverzeichnis konnte den Leser also nicht auf eine bestimmte Stelle, ein bestimmtes Lemma verweisen, sondern dessen Suche lediglich ein wenig einschränken; für eine effektive Benutzung des Index war eine Vorkenntnis vom Werke [*sic*] vonnöten.“

Kapitel 1, „Landwirtschaft und Beredsamkeit“, eröffnet Mielke unter Rückgriff auf Xenophon mit der Präsentation unterschiedlicher Vermittlungstechniken (43): „Die Vermittlung von Arbeitstugenden und anderer tätigkeitsrelevanter Haltungen (Pädagogie) verlangt eine andere Vorgehensweise als die Exposition von Wissensbeständen (Didaxe).“ Systematisch arbeitet der Verfasser die in diesem Komplex zentralen Punkte ab und beginnt bei der (45) „Praxissimulation“: Die ursprünglich im direkten Lehrer-Schüler-Kontakt und durchwegs mündlich erfolgte Informationsweitergabe wird im Fachbuch durch einen nachgeahmten Dialog ersetzt; so wird – Mielke nennt Cato als signifikantes Beispiel – (50) „Modelllernen ermöglicht“. Konkret bedeutet das darstellungstechnisch (52): „Wie in anderen antiken Fachtexten auch, werden in Xenophons *Oikonomikos* und Catos *De agricultura* die Vorzüge der ‚apprenticeship‘ dadurch nachgeahmt, dass der Leser in simuliertem Nahkontakt zum besprochenen Gegenstand und zu einer Lehrperson gebracht wird, deren Habitus er imitieren kann. [...] Durch den Eindruck von Mündlichkeit und Unmittelbarkeit ergibt sich ein besonderes Szenario.“ Im Unterabschnitt (54) „Der Ersatz des persönlichen Lehrmeisters in Columellas Agrarschrift“ zeigt Mielke, wie Columella dieses Prinzip umsetzt (57): „An die Stelle eines persönlichen Lehrmeisters, den der Lernende um Rat fragen, beobachten und nachahmen könnte, tritt nun Columella mit seiner Agrarschrift.“ Rückversicherung und Fehlerkorrektur ist ausdrücklich erwünscht (59): „Die quasi-interaktive Benutzung der *Res rustica*, die in der ‚Gebrauchsanweisung‘ sowie in der Einleitung des Inhaltsverzeichnisses angedeutet wird, scheint dazu angetan, eine bestimmte Unzulänglichkeit wettzumachen, die bereits Platon schriftlicher Unterweisung vorgeworfen hatte: Geschriebene Worte geben auf Fragen stets dieselbe Antwort, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob diese vom Leser verstanden wird oder nicht.“

Erfolgsgeschichten werden zu *incentives* (62): „Grundlegende Einstellungen, die für eine erfolgreiche Aneignung und Anwendung von Fachwissen unerlässlich sind, werden von beiden [Columella und Publius Silvinus] vorgelebt: die Bereitschaft, notwendige Investitionen zu tätigen, Wissbegier und persönliche Einsatzbereitschaft, Sorgfalt, vorausschauendes methodisches Handeln, Respekt für die Vorgänger, ohne jedoch ihre Ansichten unkritisch zu übernehmen, die Fähigkeit zur selbstständigen Urteilsfindung.“ Nach Mielke begnügt sich Columella aber nicht mit *exempla*, sondern sieht sein ganzes Werk als Vorbild, als Vorleben essentieller Charaktereigenschaften (63): „Das Vorschreiben erfüllt damit gewissermaßen auch die Funktion eines Vorführens.“ Mielke nennt das „die metaliterarische Versinnbildlichung des Lehrgegenstands“; dabei handelt es sich um ein (54) „narratologische[s] Mehrebenenmodell“, konkret: „In der nicht dargestellten Welt wendet sich der Autor Lucius Iunius Moderatus Columella an ein Publikum, bestehend aus werdenden bzw. sich weiterbildenden Gutsbesitzern. Auf der ‚obersten‘ dargestellten Ebene, also der Diskursebene oder ‚Belehrungsebene‘, unterweist die Lehrperson, die sich selbst ‚Columella‘ nennt und sehr viele Eigenschaften mit dem Autor teilt, Publius Silvinus in der Landwirtschaft. Die Inhalte der *praecepta* sind wiederum Teil einer ‚tiefer liegenden‘ Darstellungsebene.“ In weiteren Schritten erweist der Verfasser Landwirtschaft

(und auch andere Gebiete der Fachliteratur und Lehrdichtung) als (68) „Metapher für ihr literarisches Schaffen und umgekehrt“, wobei die Intensität nicht immer gleich stark ausgeprägt ist, wie M i e l k e an einer Vielzahl von Passagen nachweist, und sich auch verschieden äußert, z. B. durch sprechende Namen. Übung macht jedenfalls den Meister (80): „Ist der Leser einmal für eine metaliterarische Lesart von Columellas Darstellung sensibilisiert, können ihm weitere Teile der *Res rustica* als Vorbilder für praktizierte Ordnung (sowie für andere Tugenden der Gutswirtschaft) dienen [...]“ D. h. (83): „An eine Tradition der antiken Fachschriftstellerei, insbesondere der haus- und landwirtschaftlichen Literatur anknüpfend setzt der Agronom seinen Lehrgegenstand und seine Belehrung zueinander in ein sinnbildliches Verhältnis. [...] Die sinnbildliche Verwandtschaft von Literatur und Landwirtschaft soll Letzterer zweifellos höheres Prestige verleihen, richtet sich die Agrarschrift doch an eine literarisch gebildete Oberschicht. Darüber hinaus aber bedeutet die quasi-metaleptische Parallelisierung eine wechselseitige Kommentierung. Columella suggeriert seinem Leser, dass ein Schriftsteller und ein Landwirt für ihre jeweilige Tätigkeit dieselben Voraussetzungen mitbringen müssen.“ Simulation von Praxis wird einfacher durch (87) „Anschaulichkeit“, zu der Autopsie, klare Darstellung, gekonnte Erzählung, lebhafte und logisch fortschreitende Schilderung, Unmittelbarkeit und der Eindruck von mündlicher Vermittlung gehören. Auf diese Weise wird das Buch zum (107) „Übungsmedium“ und fördert selbstständiges Denken und Handeln (114): „Dem Leser wird der Eindruck vermittelt, bestimmte Abläufe mitzuerleben, und er kann sich in künftige Entscheidungssituationen als Gutsbesitzer hineindenken und hineinfühlen. Mitunter bekommt er hierbei im Sinne einer praktischen Übung im pragmatischen und kritischen Denken die Gelegenheit, der Lehrperson die eigene Zustimmung zu verweigern.“

Auch die (115) „Variation des Stilniveaus“ hilft bei der Vermittlung, bezeichnet M i e l k e Columellas Stil doch als „mehr als ‚elegant‘“, wobei hoher Stil der Charakterschulung dient (117): „Hin und wieder jedoch bricht er offen mit dem selbst festgelegten Stilideal und schreibt bewusst ‚unelegant‘, um dem Leser übergreifende Prinzipien vorzuführen oder grundsätzliche Haltungen einzuprägen. [...] Die stilistische ‚Elastizität‘ der *Res rustica* ist Ausdruck für den umfassenden Anspruch, den Leser zum Gutsbesitzer auszubilden: zum einen durch Wissensvermittlung, zum anderen durch Charakterschulung.“ Zur näheren Bestimmung der Stilebenen dient das Unterkapitel „Columellas Werk im literaturkritischen Urteil spätantiker Autoren“, worin der Verfasser Isidor von Sevilla, Vegetius Renatus, Palladius (mit einem Seitenblick auf Plinius maior) und Cassiodor in den Blick nimmt. M i e l k e kommt zu dem Ergebnis (127): „In der Darbietung nützlicher Wissensbestände sah Columella eine Hauptaufgabe der *Res rustica*. Er hatte genaue Vorstellungen davon, welche Stilhöhe seine Ausführungen besitzen mussten, um diese Ausbildungsleistung am besten zu erbringen, und welchen Fachautor er dabei imitieren konnte.“ An zahlreichen Passagen zeigt M i e l k e, wie Columella (131) „*elegantia* und Wirtschaftlichkeit“ miteinander verbindet und dass Celsus ihm als Maßstab für (141) „zurückhaltend aufgetragenen Redeschmuck“ diene, allerdings nicht immer, wie M i e l k e im Unterkapitel (141) „Columellas Bruch mit Celsus’ *elegantia*“ an eingefügten Vergil-Zitaten und an Giovanni Pico della Mirandolas Beurteilung in *De imitatione epistula prima* und *altera* ausführt. Die Beurteilung von Columellas Umgang mit Stilhöhen nimmt breiten Raum ein; bezeichnend ist seine Darstellung einer biodiversen und für Bienen anziehenden Landschaft im 9. Buch (170): „Die visuelle Schönheit einer Blumenwiese im Frühling übersetzt der Agronom in sprachliche Schönheit. Bei seiner Aufzählung hält er sich jedoch wiederholt zurück; er versagt seinem Leser einen Teil des möglichen literarischen Genusses. Dadurch wird verhindert, dass die Schönheit der Beschreibung mit der des Beschriebenen konkurriert. Columellas Leser

erlebt die ‚dichterischen Blüten‘ nicht als Selbstzweck, sondern als Motivation zur Arbeit: Die wahre Schönheit finde er nur dort draußen.“ In weiterer Folge arbeitet Lars Mielke Unterschiede zu Palladius’ Schlichtheit heraus, um Columellas Spezifika zu unterstreichen (174): „Columellas Weingartenbeschreibung steht also ebenso wie sein Honigpflanzenkatalog beispielhaft für eine landwirtschaftliche Ausbildung, deren Form und Funktion über eine ‚elegante‘ Vermittlung von Wissensbeständen hinausgeht.“ Umfanglich analysiert Mielke auch (181) „[d]ie pädagogische Funktion höherer Stilniveaus“, indem er sie in Verbindung zu und Abhängigkeit von Ciceros rhetorischer Theorie stellt. Als Fazit ergibt sich (186) „‚Elastizität‘ von Columellas Stil“. Denn (193): „Columella übersetzt die Variabilität des Stils seiner Prosabücher in ein Spiel mit dem ‚poetischen decorum‘: Das plötzliche Changieren zwischen sublimen kosmologischer Dichtung und technologischer, bukolischer oder elegischer Kleindichtung steht für das Nebeneinander von Wissensvermittlung in einer ‚eleganten‘ und Charakter-schulung in einer poetisch und philosophisch gefärbten, vehementeren Sprache. Das ‚Gartenbuch‘ trägt folglich nicht nur zur ‚Elastizität‘ des Stils der *Res rustica* insgesamt bei, indem es den Ton oder gar die ‚Gattung‘ des Lehrwerkes ‚überhöht‘; in sich selbst spielt das Gedicht, sozusagen als Miniatur des Gesamtwerkes, nach, wie der Stil in den Prosabüchern variiert wird.“

Kapitel 2, „Wertesystem und Werteerziehung“, beginnt mit der Bedeutung der Landwirtschaft für die Zivilisation und (196) „kulturelle Evolution des Menschen“. Auf dieser Grundlage kann der Landwirt zum moralischen Vorbild werden. Mielke eröffnet seine Ausführungen mit einem Forschungsbericht zum (198) „Wertesystem der *Res rustica*“ und bespricht der Reihe nach (199) „*utilitas* und *honestas*“ und (201), „*utilitas* und *uoluptas*“. Er möchte (204) „die Präsenz der einzelnen Zielkategorien in den verschiedenen Teilen des Werks“ nachweisen und im Verhältnis zueinander auswerten. Dazu bestimmt er einen (205) „formale[n] Rahmen der Wertevermittlung“ und klassifiziert Columellas Werk (206) „als Rede des *genus deliberativum*“, gefolgt von einer (209) „quantitative[n] Erhebung“ der *partes suadendi* mit Tabellen 212–213 und einer exakten Analyse des Verhältnisses der Begriffe zueinander, wobei die (215) „Freuden der Nutztiere“ ebenso Berücksichtigung finden wie diejenigen (217) „der Sklaven“, (220) „der Kundschaft“ und (222) „des Gutsherrn“ – und all das unter einem streng wirtschaftlichen Gesichtspunkt (230): „Die Freuden des Gutsbesitzers, seiner Tiere, Sklaven und Kunden müssen letztlich zu dessen Profit beitragen oder diesem zumindest nicht im Wege stehen. Die Vorrangstellung des Pragmatischen führt im Rahmen der *Res rustica* nicht zur Lustfeindlichkeit, im Gegenteil: Die *uoluptas* gilt als eine wichtige Voraussetzung für den Erfolg.“

Vermittlungserfolg wiederum stellt sich durch gut geschriebene (nicht zuletzt durch Ein-sprengsel aus Vergil) und somit unterhaltsame Literatur ein, weswegen sich auch (231) „Parallelen zwischen dem Vergnügen von Landwirt und Leser“ konstatieren lassen: „Für Columella erfüllt die *uoluptas* im landwirtschaftlichen und literarischen Kontext ähnliche Funktionen, vor allem die eines Mittels zur Motivation.“ So führt Mielke im Unterabschnitt (234) „Metaliterarische Versinnbildlichung optischer Schönheit“ aus: „In der *Res rustica* stehen das Vergnügen des Landwirts und das Lesen also im selben Verhältnis zur *utilitas*.“ Als Beispiel dient ihm die Weingartenbeschreibung im 3. Buch, in der ein Besucher aus der Stadt und der Gutsbesitzer aufeinandertreffen (241): „Durch den vergleichsweise schnellen Wechsel der Stilebenen verleiht Columella seiner Darstellung eine gewisse Polyphonie; die Stimme des profit-orientierten Agronomen scheint sich mit der eines wirtschaftlich uninteressierten Philosophen oder Dichters abzuwechseln. Dadurch wird der Leser zu einem selbstbestimmten Umgang mit dem Text aufgefordert. Er kann unterschiedliche Ziele bei der Lektüre derselben Beschreibung

verfolgen, sich also von ihr unterhalten lassen oder bzw. und etwas lernen. Genau so kann er seine Landgüter besuchen, um sich an ihnen zu erfreuen und bzw. oder um ihre Rentabilität sicherzustellen.“ Schönheit von Natur und Literatur greifen ineinander, der Leser sieht zu, beurteilt und bewertet (246) „Agrarschriftstellerei und Landwirtschaft als lehrreiches Schauspiel“, entdeckt aber auch Bukolisches (251): „Landwirtschaft ist für alle Beteiligten in der Regel harte Arbeit, wenngleich sie oft genug von *uoluptas* begleitet wird.“

Noch klarer ist bei Columella der Zusammenhang von *utilitas* und *honestas* (251–252): „Er signalisiert zum einen, dass ein erfolgreicher Landwirt zugleich ein ehrbarer Mensch sein kann, sich im Regelfall sogar tugendhaft verhalten muss und seiner Gesellschaft nützt; zum anderen betont er, dass landwirtschaftliches Denken und Handeln vornehmlich dem finanziellen Wohlstand des *pater familias* zu gelten haben, dass daher in seiner Agrarschrift moralische Überlegungen dem Profitstreben verpflichtet sind und gegebenenfalls ihm zugunsten ignoriert werden müssen.“ Bemerkenswert und zukunftsweisend ist folgende Feststellung (256): „Tatsächlich signalisiert Columella mehrfach, dass die Landwirtschaft die Mitglieder sämtlicher hierarchischen Ebenen eines Gutes, Menschen wie Tiere, moralisch bessert und dazu führt, im Einklang mit der Natur zu handeln.“ Was es aber auch gibt, ist Akzeptanz von Sklaverei und Umdeutung von Zwang gegenüber Menschen und Tieren als (259) „Anleitung durch ihren Herrn“ resp. (260) „Anleitung durch den Menschen“. Profitstreben und Moral sind eben doch nicht auf allen Ebenen miteinander vereinbar (265): „Keinesfalls also erwartet der Agronom von seinem Leser, dass er aus ethischen Beweggründen auf Gewinne verzichtet.“ In letzter Konsequenz bedeutet das (268): „Letztlich ist Columellas Konzeption von *agricolatio* moralisch neutral, ihr oberstes Ziel ist die Profitmaximierung. Mit diesem Ziel können Aspekte des *honestum* durchaus in Konflikt geraten, weshalb der Landwirt zuweilen gezwungen ist, unangenehme Entscheidungen zu treffen [...]. Columella überlässt es seinem Leser zu entscheiden, ob er moralisch fragwürdige Praktiken [...] verantworten kann.“

Als erstes (und aussagekräftiges) Beispiel bringt Mielke den Geldverleih, dessen Darstellung „von Widersprüchen gezeichnet“ ist, (ko)finanzierten sich in der Realität doch viele Grund- und Gutsbesitzer über die auf hohen Zinsfüßen basierende Praxis, wofür eindeutige Auszüge aus verschiedenen Werken (von Cato über Horaz bis Petron, aber auch aus Columella selbst – mit einer Kalkulationstabelle zur Einträglichkeit des Weinbaus 280) zeugen (277): „Gleichzeitig gewinnt die Metapher, die Erde zahle dem Landwirt Zinsen, an Beliebtheit. Sie deutet auf die Möglichkeit hin, dass beide Gewerbearten miteinander vereinbart werden können.“ Schließlich musste Columella damit rechnen, dass ein nicht unbeträchtlicher Teil seiner Adressaten (auch) als *faeneratores* tätig war.

Bemerkenswert ist auch Columellas (288) „Demontage der ‚Mutter Erde-Metapher‘“, erscheint die Natur doch in unterschiedlichen Teilen seines Werks als Gottheit, (290) „als passive Materie“ und als (292) „Folteropfer“ (297): „In seinen Ausführungen zu den spätherbstlichen Umgrabearbeiten demontiert Columella also die traditionelle ‚Mutter Erde‘-Metapher und kommentiert so den eigenen Umgang mit ihr. Sein Publikum soll erkennen, dass die Aspekte des *honestum* in der *Res rustica* sowie in der landwirtschaftlichen Praxis zweckgebunden sind: Um den Leser grundsätzlich für das eigene Fach zu gewinnen, ist der Agronom dazu bereit, dieses religiös und moralisch zu verklären; sobald es aber um die eigentliche Arbeit geht, blendet er die religiösen und moralisierenden Töne nicht nur aus, sondern widerspricht ihnen. An Columellas widersprüchlichem Umgang mit der ‚Mutter Erde‘-Metaphorik kann der künftige Gutsbesitzer ein weiteres Mal seinen Sinn fürs Pragmatische schulen; die Regeln des Faches verpflichten ihn dazu, seiner Umwelt ebenso wie seinen Nutztieren und Sklaven Gewalt anzu-

tun.“ Das wird nach M i e l k e auch an Columellas Hunde- und Gänselob deutlich (323): „Anhand der Diskrepanz zwischen dem Lob des Hundes und dem der Gans lässt sich ein weiteres Mal erkennen, dass die emotionalen und moralisierenden Töne von Columellas Darstellung stets zweckgebunden sind und somit keine Schlussfolgerungen über die Gefühlswelt und die konkreten ethischen Einstellungen des realen Autors erlauben.“ Der Verfasser subsumiert also (336): „Columellas Selbstdarstellung als moralisches Vorbild dient in erster Linie einer gegenstandsbezogenen Charakterschulung. [...] Der Agronom lebt seinen Rezipienten einen bestimmten Habitus vor, damit ihn diese als Gutsbesitzer wiederum den eigenen Sklaven vorleben. [...] Der moralische Strenge demonstrierende Militärtribun ist eben nur eine Maske unter mehreren.“ Diese variantenreichen Zugänge haben unmittelbar mit Columellas Adressatenkreis zu tun (341–342): „Columella wollte mit seiner Agrarschrift ein möglichst breites Publikum erreichen und so als Literat und Meister seines Faches möglichst große gesellschaftliche Anerkennung gewinnen; er wendet sich nicht nur an Senatoren und Ritter, sondern auch an emporgekommene Freigelassene, an traditionelle Landbesitzer und an die, die es noch werden wollen, nicht nur an Tierliebhaber, sondern auch an diejenigen, der Tiere lediglich als Ressource betrachtet, an sittenstrenge Stoiker und wertekonservative Römer, aber auch an den *homo priuatus*, der seinen Reichtum vornehmlich darauf verwenden möchte, einen luxuriösen Lebensstil zu finanzieren. Kein Anhänger einer gesellschaftlichen Gruppe oder eines bestimmten Lebensmodells sollte sich über den Agronomen empören, sich von ihm bevormundet oder ernsthaft angegriffen fühlen. Wir sollten Columella daher nicht als einen gesellschaftlich-moralisch ‚engagierten‘, sondern vielmehr als einen gesellschaftlich-moralisch *bewussten* Schriftsteller bezeichnen.“ – Vor diesem schillernden Hintergrund ermöglicht eine umfangreiche „Appendix: Stellensammlung zu den *partes suadendi*“ eine rasche und vollständige Übersicht über die [485] „drei Zielkategorien *utilitas, honestas* und *uoluptas*“.

Ein für Columella zentrales Thema, „Wirtschaftsoptimismus und Fortschrittsglaube“ thematisiert M i e l k e im dritten Kapitel (347): „Der Leser soll lernen darauf zu vertrauen, dass das methodische Handeln eines emsigen Landwirts auf lange Sicht stets erfolgreich ist, weil es nützlich ist, an die Wirksamkeit von Fachwissen und Anstrengungsbereitschaft zu glauben. In der Agrarschrift begegnet uns also [...] ein zweckgebundener und bereichsspezifischer *Wirtschaftsoptimismus*, der auf das Gewinnstreben des einzelnen Gutsbesitzers beschränkt ist. [...] Columellas *persona magistri* [...] wirbt beim Leser für die Überzeugung, dass ein Landwirt, der die eigenen Bemühungen intensiviert, auf lange Sicht stets neues Fachwissen generieren und die Gewinne seiner Betriebe steigern kann; somit verfüge jede Generation von Landwirten und Agronomen über die Möglichkeit, die Erkenntnisse und praktischen Erfolge ihrer Vorgänger zu übertreffen oder zumindest zu ergänzen.“

Ohne eine gleichsam kooperierende Natur wird das freilich schwierig (364): „Das Naturbild der *Res rustica* zeichnet sich durch eine gewisse Ambivalenz aus: Dem ausdrücklichen Lob der *benignissima rerum omnium parens Natura* steht die wiederholte Charakterisierung ihrer Elemente als chaotisch und niederträchtig gegenüber.“ Ablehnend zeigt sie sich jedoch in erster Linie gegenüber Menschen, (367) „die sich moralisch schlecht und unvernünftig verhalten.“ Umsichtige und vorausschauende Landwirte haben hingegen durchaus Kontrollmöglichkeiten über die Natur, wobei Gutsbesitzern (370) „fast grenzenlose[s] Kontrollpotential“ zugesprochen wird, gesetzt den Fall, dass sie sich Wissen aneignen, begreift Columella doch (372) „Unwissen als Laster“ und (409) „setzt eher auf die Maximierung von Profiten als auf die Minimierung von Risiken und Kosten; für ihn geht Qualität über Quantität. Eine starke Einbindung des Gutsbesitzes, die Investition hoher Geldsummen und die Aufwendung von Zeit für Experi-

mente hält er für unverzichtbar, soll ein landwirtschaftliches Unternehmen langfristig größtmögliche Gewinne ausschütten. Dieser Standpunkt war keineswegs konventionell; wie die Forschung gezeigt hat, vertraten mehrere Agrarschriftsteller, die Columella vorangingen, ebenso wie nach ihm Plinius der Ältere eine andere Haltung.“ Zu den Versuchen gehören neue Pflopfungen ebenso wie neue Kreuzungen, zumal in Italien – gegen Vergils Vermutungen – alles gedeihe, womit Innovationspotential verbunden ist: „Sein ‚Patriotismus‘ hat aber inklusiven Charakter: Er ruft die Landwirte außerhalb Italiens dazu auf, mithilfe des von ihm vermittelten Wissens ihre Provinzen ebenso ertragreich zu machen. Columellas Wirtschaftsoptimismus sorgt also dafür, dass sein Lehrwerk ein möglichst breites Publikum anspricht, und zwar jeden kapitalkräftigen Familienvater im ganzen *Imperium Romanum*. Die *Res rustica* erweist sich in diesem Punkt als eine wahrhaft imperiale Agrarschrift.“ Gleichzeitig macht er deutlich, dass auch er von späteren Autoren noch überboten werden kann (453–454): „Somit kann der Leser bei fortschreitender Lektüre gewissermaßen miterleben, wie Columellas agrarschriftstellerisches Projekt reift, wie er sich zum größten aller bisherigen Agronomen weiterentwickelt und seine Disziplin als solche voranbringt; er begleitet den Autor auf seinem Weg an die Spitze. Die implizite ‚Rahmenhandlung‘ der *Res rustica* dient einem pädagogischen Zweck. Verdeutlicht wird, dass noch kein Meister vom Himmel gefallen ist [...] Columellas Selbstdarstellung als Experte und Vermittler seines Faches ist also zukunftsorientiert. Mit der Veröffentlichung seines Lehrwerks betrachtet er den Fortschritt der Landwirtschaft nicht als abgeschlossen. Viel eher präsentiert er sich als *bislang* bester Agronom mit dem Ziel, seinen Leser dazu zu motivieren, dass dieser seinerseits mit dem eigenen Lehrer in einen Wettstreit tritt [...]“. Folgt man Columella, ist alles möglich (476): „Ebenso wie es ihm gelungen ist, Vergil teilweise zu ergänzen, teilweise sogar zu übertreffen, kann ein Landwirt prinzipiell jedem Problem erfolgreich begegnen, selbst wenn hierfür Lösungen entwickelt werden müssen, auf die frühere Generationen von Experten noch nicht gekommen sind.“

Im „Schlusswort“ fasst Lars M i e l k e seine Erkenntnisse auf acht Seiten (477–484) prägnant und präzise zusammen. Er kommt zu dem – wenig überraschenden – Ergebnis, dass eine biographistische Deutung nicht angebracht ist und dass die entwickelte Charakterschulung mehr auf den Kernbereich der Landwirtschaft, weniger auf den Lebensentwurf als solchen ausgerichtet ist (483): „Insgesamt lässt sich mit Gewissheit nur ein außerökonomisches und überfachliches Ziel festhalten, dem die *Res rustica* gewidmet sein konnte: das Streben des Autors nach Ruhm bei den Zeitgenossen und der Nachwelt. Durch die Kombination seiner Fähigkeiten als Literat und Landwirt wollte er die (zumindest bis dahin) nützlichste Agrarschrift verfassen, die von einem möglichst großen Publikum über einen möglichst großen Zeitraum hinweg gelesen werden sollte.“

Dem gut sortierten „Literaturverzeichnis“ ist ein Abkürzungsverzeichnis vorgeschaltet. Ein mehr als 50 Seiten umfassender „Index locorum“ gibt Einblick in das reiche Material, das Lars M i e l k e seiner aufschlussreichen und zuweilen (in positivem Sinn) überraschenden Arbeit zugrunde gelegt hat, wenn man ihm auch nicht in jedem postulierten Punkt folgen muss (484): „Der Leser [von Columella und von M i e l k e] erhält die Möglichkeit, über diese Grundlagen aus verschiedenen Perspektiven zu reflektieren und seine innere Haltung schrittweise nach ihnen auszurichten. Am Ende hat er sich mit Columellas Hilfe nicht nur fachspezifische Kenntnisse und Fertigkeiten angeeignet, sondern ist an der Agrarschrift auch intellektuell und charakterlich gewachsen. [...] Zwar nimmt er in seiner Agrarschrift auf zahlreiche weltanschauliche Fragen Bezug; um dabei jedoch bei seinem Leser nicht Anstoß zu erregen, positioniert er sich im Regelfall nicht eindeutig. Columella ist bescheiden genug (oder zu ehrgeizig), seinen Rezi-

pienten zum *agricola* auszubilden, ohne ihm in missionarischem Eifer ein umfassendes Naturkonzept oder Lebensmodell vorzuschreiben.“

Sonja Schreiner

Scott McGill – Joseph Pucci (Ed.), *Classics Renewed. Reception and Innovation in the Latin Poetry of Late Antiquity*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2016. (Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften. Hg. von Jürgen Paul Schwindt. N.F. 2. Reihe. 152. The Library of the Other Antiquity. Marco Formisano [Ed.]) 432 S. 6 farb. Abb. ISBN 978-3-8253-6448-9

Der Band dokumentiert mit 15 ausgewählten Beiträgen die erste von den beiden Herausgebern organisierte Tagung der International Society for Late Antique Literary Studies (ISLALS) aus dem Jahre 2011. Die Auswahl ist so gestaltet, dass sich insgesamt eine informative Darstellung der lateinischen Dichtung vom 4. bis ins 6. Jahrhundert ergibt, mit Schwerpunkt auf den Autor*innen Iuvenius, Proba, Claudianus, Prudentius, Sedulius, Dracontius, Maximianus und Venantius Fortunatus. Dazu kommen, als Ausblick auf die erste Rezeption spätantiker lateinischer Dichtung, ausgewählte Beispiele aus der bukolischen und der epigrammatischen Dichtung der Karolingerzeit einschließlich Hrabanus Maurus. In einer ausführlichen Einleitung erklären die Herausgeber Methode und Ziel des Bandes. Nachdrücklich betont wird die Tatsache, dass alle Autoren der späteren Zeit sich der Tradition, in der sie standen, bewusst waren und in deren Rahmen zu dichten ein Vorzug, nicht ein Nachteil war. Wiederverwendung, Versetzen in andere Zusammenhänge, aus der Tradition geschöpfte Innovationen sind als Programm zu sehen, nicht als Unvermögen, sodass sich einmal mehr nachdrücklich erweisen lässt, dass spätantike Literatur, in diesem Fall lateinische Dichtung, oft Originalität im Bewahren und im Umbrechen alter Formen zeigt – eine Ansicht, die mittlerweile allgemeine Akzeptanz gefunden hat.

Die einzelnen Beiträge sind chronologisch geordnet und behandeln, wie bereits erwähnt, Texte vom 4. bis zum 6. Jahrhundert (mit Ausnahme des ersten Beitrags, in dem Marc Mastrangelo die Entwicklung einer „spätantiken Poetik der Wiederverwendung“ nachzeichnet und damit eine Grundlage schafft für die folgenden Einzelstudien: „Toward a Poetics of Late Latin Reuse“). Auf die lateinische Literatur bezogen zeigt sich, dass in diesem Zeitraum Elemente der alten Dichtung und der literarischen Kultur erhalten und weiterentwickelt werden, während nach Venantius Fortunatus um die Wende zum 7. Jahrhundert eine Veränderung zu beobachten ist und klassische Formen, sowohl die Metrik als auch den Stil betreffend, immer mehr schwinden. Besonders beachtet wird in allen Beiträgen die weite Spanne der Texte im behandelten Zeitraum, denn die lateinische Dichtung hat viele Facetten: christlich und heidnisch, religiös und profan, im Stil erhaben und spielerisch „geschmückt“ (nach der berühmten und treffenden Bezeichnung, die Michael Roberts für diesen Stil geprägt hat: *jeweled style*), politisch und ohne politischen Bezug. Mehrere Beiträge beschäftigen sich mit Vergil als Referenzautor im Allgemeinen und der konkreten Vergil-Nachfolge in der lateinischen Dichtung, doch ergibt sich in der Auswahl der behandelten Texte darüber hinaus ein durchaus breites Spektrum an Quellen und Vorbildern, lateinischen und auch griechischen. Dies alles zeigt, dass die (lateinische) Dichtung jener Zeit sowohl als konservativ als auch als innovativ angesehen werden muss.

Am Anfang steht Vergil: Scott McGill, „Arms and Amen: Virgil in Juvenecus' *Evangeliorum libri IV*“, zeigt die subtile Art und Weise, in der Juvenecus Vergil und die Usancen epischer Dichtung mit den literarischen Möglichkeiten seiner eigenen Zeit verbindet. – Dennis Trout, „Poetry on Stone: Epigram and Audience in Rome“, lenkt die Aufmerksamkeit auf einige Versinschriften des 4. Jahrhunderts aus Rom und deren Bedeutung für intertextuelle Studien. – Sigrid Schottenius Cullhed, „Patterning Past and Future: Virgil in Proba's Biblical Cento“, verweist auf den Versuch einer späteren Autorin, die in Vergils Texten latent vorhandenen christlichen Elemente herauszukehren, ein Beispiel für kreative Weiterentwicklung früherer Texte unter ideologischem Druck. – Joseph Pucci, „Ausonius on the Lyre: *De Bissula* and the Tradition of Latin Lyric“, entwickelt auf der Basis einer genauen Untersuchung des aus Horaz und Catull stammenden Vokabulars, besonders in *carm.* 1 und *carm.* 3–6, die produktive Aneignung von und Bezugnahme auf Vorbildtexte.

Es geht weiter mit Claudian. Bret Mulligan, „Translation and the Poetics of Replication in Late Antique Latin Epigrams“, dem horazischen Motto *vos exemplaria Graeca | nocturna versate manu, versate diurna* (*Ars poetica* 268–269) folgend, beginnt mit Claudians Bearbeitung eines Rufinus-Epigramms und zeigt in der Folge, wie die Konzentration auf ein punktuelles Thema (ein Kristall mit eingeschlossenem Wassertropfen) zu einer Demonstration poetischer Möglichkeiten entwickelt wird. – Catherine Ware, „Dreams of Genre and Inspiration: Multiple Allusion in Claudian (*VI Cons.*, *praefatio*)“, stellt die Bezüge zu Horaz, Vergil, Ovid und Lukrez zusammen, die insbesondere in den Beginn von *De sexto consulatu Honorii* eingearbeitet sind. Und in „The Emperor's Love of Rome in Claudian's *Panegyric on the Sixth Consulate of Honorius*“ verfolgt Stephen M. Wheeler die Verbindung der Mittel der Musterbuch-Rhetorik des Menander Rhetor mit Elementen aus Vergil.

Gerard O'Daly, „Prudentius: The Self-Definition of a Christian Poet“, konzentriert seine Darstellung auf die Suche nach der Auswertung horazischer Elemente in christlichem Sinn. – Petra Schierl, „A Preacher in Arcadia? Reconsidering Tityrus Christianus“, vergleicht Ende-lechius, *Carmen de mortibus boum* (*Anth. Lat.* 893 Riese) en detail mit seinem primären Referenztext, Vergil, *ecl.* 1. – E. J. Hutchinson, „Words Made Strange: The Presence of Virgil in the Miracles of Sedulius' *Paschale carmen*“, zeigt, wie der Dichter die Welt von Vergils *Aeneis* beschreibend und kontrastierend verwertet und christlichen Anschauungen entgegengesetzt.

Einen umfassenden Anspruch setzt Michael W. Herren, „Dracontius, the Pagan Gods, and Stoicism“: Die Überzeugung des unter den arianischen Vandalen im katholischen Africa schreibenden Dichters von der Nicht-Existenz heidnischer Gottheiten, an der er in einem christlichen Umfeld festhält, führt zur Einblendung von Elementen stoischer Philosophie, die Herren im Werk des Dracontius im Einzelnen herausarbeitet. – Ian Fielding, „A Greek Source for Maximianus' Greek Girl: Late Latin Love Elegy and the Greek Anthology“, „examines Maximianus' account of his affair with a Greek girl in his fifth elegy, and he argues that the poet imitates both Ovid's *Amores* and the erotic epigrams in Greek that Ovid used as models. Maximianus' allusions to Greek poetry prove his familiarity with the language and are consistent with a journey the poet is supposed to have taken to the East with one of Justinian's embassies. On the assumption that Maximianus spent time in Constantinople during the late 530s, Fielding argues that he could have experienced for himself the resurgence of interest in Hellenistic epigrams that gave rise to a host of Byzantine imitations, which were collected together in Agathias' *Cycle* a generation or so later.“ (zusammengefasst von den Herausgebern in der Einleitung [22]).

Interludium gratulatorium

per saecula saeculorum editori, consultori scientifico optime merito, nunc octogenario

Curtio Picario

a *Studiorum Vindobonensium* officina humiliter oblatum, ut tollas, legas, approbes:

LXXX = 80 – quatre-vingt seu octante

Zoilus iste erubescit, Cassianus miser auditorium relinquit, Curtius noster adest:

XVI (16) lustra implevit docilitate suprema ac eruditione egregia.

Dente ~~canino~~ ~~picario~~ textus indignos ~~rodebat~~ funditus correxit,
sententias longissimas dissolvit, menda emendavit.

Itinera quamvis longa (vulgo excursiones) perambulavit pede impigro
nec non Latinitatem vivam vivacem fecit, promulgavit perpetuo.

Ips<issim>o praesente errores sua stirpe quasi evanescent,
et longa et brevis rectissime recitantur.

Quid multa? Unisono gratulamur:

Tu – professor, collega, amice! – optime valeas velimus!

Gaudeamus igitur, [iuvenes] dum [sumus] poeta doctus,
magister et promotor sonore cantans,
ius iurandum distincte declamans, Latine fluide loquens, linguam profunde docens,
Prudentium <authorumque coronam omnium> penitus explicans

recensiones has feliciter castigas!

εἰς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνεσθαι περὶ γραφῆς

Diximus. Ad rem redeamus – parsimonia non temporis,
sed huius paginae capacitate exigua.
Nonne ignoscas brevitati?

Aries coelitus allatus sternuit approbationem.

Michael Roberts, „Elegy and Elegiacs: Venantius Fortunatus and Beyond“, und David F. Bright, „Carolingian Hypertext: Visual and Textual Structures in Hrabanus Maurus, *In honorem Sanctae Crucis*“, ergänzen, wie bereits erwähnt, die Beiträge mit Ausblicken in spätere Zeit: Roberts untersucht die Verwendung von Elementen der Elegiendichtung bei Venantius Fortunatus und gibt einen Einblick auf dessen Vorbildwirkung für Dichter der Karolingerzeit; Bright ergänzt mit Verweis auf die Figurengedichte von *In honorem Sanctae Crucis* des Hrabanus Maurus den Weg der lateinischen Dichtung der Spätantike ins Mittelalter. – Ein umfangreiches Gesamtliteraturverzeichnis und ein Index komplettieren den bemerkenswerten Band.

Die zitierten und behandelten Texte sind übersetzt und ermöglichen es somit wohl auch weniger kundigen Forscher*innen, die Bedeutung und den Folgenreichtum spätantiker Dichtung zu ermessen. Die einzelnen Erkenntnisse und Ergebnisse der in diesem Band versammelten Arbeiten schließlich sind so reichhaltig, dass sie den Rahmen einer Besprechung bei weitem überschreiten. Lektüre ist nachdrücklich zu empfehlen!

Herbert Bannert

Christa Agnes Tucza y, *Inspiration und Prophetie in der Vormoderne*. Stuttgart: Anton Hiersemann 2024. (Standorte in Antike und Christentum. 12.) 489 S. Ill. ISBN 978-3-7772-2217-2. ISSN 2190-8141

Die Reihe *Standorte in Antike und Christentum* zeichnet sich durch bewusste Offenheit für verschiedenste disziplinäre Zugänge aus (vgl. meine Rezension zum 8. Band, zu der medizin-historischen Arbeit von Josef N. Neumann, *Behinderte Menschen in Antike und Christentum. Zur Geschichte und Ethik der Inklusion in Wiener Studien* 131 [2018], 78–80: doi.org/10.1553/wst131_rez). So hat es sich die Altgermanistin Christa Agnes Tucza y zum Ziel gesetzt, Inspiration, Prophetie und Offenbarung (im Wachzustand und in der Ekstase, von Männern und Frauen) von der Antike bis ins Mittelalter zu beleuchten. Dazu kommen gelegentliche Ausblicke in spätere Jahrhunderte. Neben deutschen Texten zieht sie eine große Fülle von lateinischen heran. „Einleitung“ und „Abschließende Bemerkungen“ erfüllen die ihnen primär zugedachte Aufgabe, den Succus der umfangreichen Darstellung punktgenau zusammenzufassen, in idealer Weise. Zentral ist dabei Tucza y's ausdrückliches Bekenntnis zur Quellenarbeit (403): „Meine Untersuchung hat es sich zur Aufgabe gemacht, die in den letzten Jahrzehnten gestellten Fragen und versuchten Einordnungen oder auch Dekonstruktionen der inspirierten Texte aufzugreifen und anhand der Quellen kritisch neu aufzurollen. Die Texte liefern dabei durchaus brauchbare und erstzunehmende Hinweise, dass die Autorinnen und Autoren Eigenerfahrungen ohne didaktische oder dogmatisch-theologische Intentionen niedergeschrieben haben. Die vorliegende Arbeit ist deshalb in der Hauptsache quellengeleitet und verschafft den Stimmen der Autorinnen und Autoren eindringlich Gehör, wobei einige der analysierten Texte auch erstmals in neuhochdeutscher Übersetzung zugänglich gemacht werden.“

Bevor sich die Verfasserin den Texten (und deren Kontexten) zuwendet, schaltet sie ein umfangreiches Kapitel (mehr als 70 Seiten) zu „Begriffsklärungen“ vor. Das Spektrum umfasst (11) „Inspiration in Dichtung und Prophetie“ und (13) „Ekstase, Enthusiasmus und Inspiration“ (mit Rückgriffen auf Aristoteles, Augustinus und Cassiodor, einer Gegenüberstellung von Muses und Heiligem Geist und einem Ausblick auf mittelalterliche Mystikerinnen, denen sie später noch breiten Raum widmen wird, mit besonderem Gewicht auf der *unio* von Gott und Empfänger*in der Vision). In einem weiteren Unterabschnitt – (31) „Prophetie, Mantik, Zukunfts-

prognose: Überschneidungen und Differenzen“ – arbeitet T u c z a y wesentliche (Unterscheidungs)merkmale heraus (31): „Mantik und Prognostik konzentrieren sich im Wesentlichen auf das Wissen um zukünftige Ereignisse. Die biblische und vormoderne Prophetie hat sich aber keineswegs nur mit der Zukunft beschäftigt, sondern weiß auch um Geheimnisse der Vergangenheit und der Gegenwart, während vor allem Prognostiken zwar immer mit der Zukunft zu tun haben, aber Schlüsse aus der Vergangenheit ziehen. Die Prophetie ist eine der wirkmächtigsten Formen des Zugriffs auf die Zukunft.“ In (34) „Der Heilige Geist, die Charismen und die Stellung der Prophetie“ stellt die Verfasserin zentrale Passagen aus dem AT und dem NT vor (zuzüglich Interpretationen von Philon von Alexandria bis zu Irenäus von Lyon, Bernhard von Clairvaux, Thomas von Aquin und Heinrich von Friemar). Von besonderer Wichtigkeit sind zwei Unterkapitel, zunächst (45) „Das Transfermedium: Traum, Vision, Audition“, da die eigentliche Vermittlung der jeweiligen Botschaft im Hauptteil der Arbeit, der Quellenanalyse, in unzähligen Varianten wiederkehren wird – vom Wahrtraum über die Traumtheorie bis zur Traumvision; von der (53) „Wachvision“ bis zur „Entrückung in Ekstase“; vom (57) „Sprachrohr und Medium“ bis zu (59) „pantomimischen Handlungen und Gesten“ –, und weiters (60) „Die Methoden: Kontemplation und Inspiration“. Beides führt direkt zu (62) „Reden mit Gott und Reden von Gott: Das Unsagbare erkennen und sagen“, das sich in Zungensprechen, (67) „Glossolalie“, äußern kann (70): „Eine der Glossolalie ähnliche Erscheinung, der wortlose Freudengesang ist der sog. Jubilus, eine Reaktion der mittelalterlichen Mystiker auf die mystische Präsenzerfahrung. Auch die Unterscheidung des prophetischen Sprachaktes in instruktive Verkündigungen und dunkle, unverständliche Wortfolgen, die der Auslegung bedürfen, gehören je nach Epoche und Prophetentypus zum prophetischen Paradigma.“ Eine nächste Stufe ist (71) „Reden und/oder Schreiben: Vom Verkündigungsauftrag zum Schreibauftrag“; das bedeutet: „Die an Menschen gerichtete göttliche Offenbarung muss deren Sprache verwenden, damit sie auch verstanden wird. Damit wird das Wort bzw. die Rede Gottes, ohne seine spezifische Eigenart zu verlieren, zum Wort (aus dem Mund) eines Menschen. Die Proponenten des Christentums waren überzeugt, dass dieses Wort auch in die Schrift der Menschen eingegossen und damit Schrift gewordenen Wort Gottes ist.“ In all diesen grundlegenden Abschnitten dienen Ausschnitte aus wesentlichen Texten und Kurzvorstellungen zentraler Prophet*innen als wichtige Vorverweise auf die ausführliche Darstellung im Hauptteil von T u c z a y s Studie. Zur weiteren Klärung trägt – gerade wegen der gegenläufigen Interpretationsmöglichkeiten, zu denen die Verfasserin viel Sekundärliteraturreferat beisteuert – das Teilkapitel (77) „Das Verhältnis Offenbarung und Inspiration“ bei: „Obwohl der Begriff ‚Offenbarung‘ ein wesentlich größeres Bedeutungsfeld abdeckt, kann er vor allem in mystischem Kontext synonym mit Inspiration verwendet werden. Im Speziellen können die beiden Begriffe aber auch als Opposition oder auch untergeordnet zueinander fungieren.“ Schließlich ist die Bandbreite des in den Texten Gebotenen schier unendlich (83): „Wie wohl das Konzept des Gottesdiktats in den Prozess der Verschriftlichung von göttlicher Offenbarung auch bei den mystischen Schriften besteht, können wir Ansätze zu Eigenverantwortlichkeit und individuellem Schreiben wahrnehmen. Außerdem bestehen deutliche Hinweise auf den Zusammenhang zwischen memorialem Handeln und der Produktion von geistigen Bildern, also Mnemotechniken und Vision. Der von den inspirierten Schriftstellerinnen aufgenommene Schreibauftrag setzt bei diesen einen Prozess in Gang, der nicht nur pluriforme dialogische Offenbarungstexte, sondern das Genre der Biographie bzw. Autobiographie und im Weiteren Dichter-Prophetinnen generiert.“ Eine Extremform ist das automatische Schreiben, gleichsam ein Schreibzwang: An dieser frühen Stelle nennt T u c z a y moderne Autoren, die diesem ‚Druck‘ unterlagen; im Haupttext wird sie mittelalter-

liche Beispiele vorstellen (85): „Ein Dichter wird also unter Ausschaltung seiner bewussten und steuernden Reflexion zum empfangenden Medium der Schrift und zum unmittelbaren Aufzeichnungsmedium.“

T u c z a y eröffnet das erste von acht großen Kapiteln, „Pagane Identitätsfiguren und ihre mittelalterliche Inspiration“, mit (87) „Musenanrufung und mittelalterliche[r] Invocatio Dei“. Sie beginnt bei den Musen und bei Mnemosyne, um sich dann der christlichen Transformation bei Otfrid von Weissenburg und Wolfram von Eschenbach zuzuwenden. Der Abschnitt (95) „Odin und der Inspirationstrank, der Dichternet“ enthält einen Exkurs zur *Edda*, während (104) „Hermes, der inspirierte Verkünder und die Ursprünge der Hermetik“ weitgehend in der Spätantike angesiedelt ist und die Kontinuität bis ins Mittelalter herausarbeitet, wogegen (111) „Merlin in der Wahrnehmung der keltisch-walisischen Historiographen“ Geoffrey von Monmouth und Giraldus Cambrensis ins Zentrum rückt. In (118) „Altnordische Seherinnen und Propheten“ erfolgen zur Unterstreichung von deren Bedeutung seit altersher Rückgriffe auf Strabon und Tacitus.

Das zweite Großkapitel, „Reflexionsfiguren und Vorbilder“, setzt wenig überraschend mit Salomo(n) ein – (128) „Die Weisheit des König Salomo und die Kunst des Wissenserwerbs“ – und widmet sich den vielfältigen mittelalterlichen Einsatzfeldern bis hin zur (130) „Engelsmagie“ und der *ars notoria* (mit Ausblicken auf die *ars notaria* und die *ars memorativa*) gemäß den Ausführungen in der *Summa theologiae* (mit fließendem Übergang zum *Policraticus* des Johannes von Salisbury und Vergil als Zauberer). Dies ist eine der Stellen in T u c z a y s Arbeit, an der regelrechte Assoziationsketten von einem Autor zum nächsten, von einem Werk zum anderen führen – in einer nicht enden wollenden Reihe an Variationen. Die Lektüre hält viel, manchmal vielleicht zu viel bereit. Eine reine Textsammlung mit nachfolgender Kommentierung und Interpretation würde das Bewahren der Übersicht über die Materialfülle zuweilen erleichtern. Der Abschnitt (137) „Christliche Propheten und die Verkündigung“ ist deutlich weniger verschachtelt und enthält in gut fasslichem Aufbau einige zentrale Texte aus dem AT, den Paulusbriefen und aus Cassiodors Psalmenkommentar. Ähnliches gilt für (142) „Johannes und die inspirierten Apokalyptiker als Referenzmodell: Apokalyptik und Prophetie“, wengleich 147 auf Seneca verwiesen, aber keine konkrete Stelle angegeben wird. Für T u c z a y ist die *Apokalypse* zentral (150): „Die Johannes Apokalypse [sic] berührt unsere Thematik in mehrfacher Weise, nämlich einerseits die Problematik der Inspiration und andererseits die Autorschaftsproblematik, zudem ist noch der Rekurs und die Rezeption vieler Theologen und Mystiker auf die Gestalt des Johannes zu berücksichtigen.“

Am Beginn von Kapitel 3, „Theologen, Lehrer, Philosophen: epistemologische Konzepte“, steht (154) „[d]as spätantike Inspirationsmodell“ (gemäß Philon und Clemens von Alexandria, Ambrosius und Augustinus, mit Ausblicken auf Isidor, Pseudo-Dionysius Areopagita, Johannes Scotus Eriugena und Hugo von St. Victor). Ausreichend Raum widmet T u c z a y (164) „Peter Abaelards Lehre vom Ingenium“. Sie konstatiert (165): „Der Geistesgabe der Inspiration kommt in Abaelards Erkenntnismodell eine wichtige Rolle zu und deren zentrale Begriffe differenzieren sich in *inspiratio*, *revelatio* und *illuminatio* als Inspiration, Offenbarung und Erleuchtung.“ Es folgt (168) „Hugo von St. Victor und die Notwendigkeit des Geschichtsstudiums“. Konkret heißt das (171): „Wenn Selbsterkenntnis notwendig ist, um eine Einheit mit Gott zu erreichen, dann ist Geschichtsbewusstsein ein Teil des Prozesses der individuellen Erlösung. Das bedeutet, dass jedes Individuum ein gegenwärtiger Prophet werden kann. In seiner Schrift *De unione corporis et spiritus* geht Hugo von St. Viktor [sic] auf die Relation zwischen dem Geist Gottes und dem menschlichen Körper als Vermittler ein.“ Aristotelesrezeption und Alber-

tus Magnus prägen (172) „[den] epistemologische[n] Neuansatz des Thomas von Aquin“. Die umfangreichen Textauszüge sind nur in deutscher Übersetzung abgedruckt. Am Ende des Kapitels steht zunächst (179) „[d]as Reich des Heiligen Geistes des Joachim von Fiore“, den T u c z a y als „Utopist“ und „politische[n] Visionär“ charakterisiert, gefolgt von (185) „Bona-venturas kontemplative[m] Erkenntnismodell“, für den Identität zwischen (187) „Mystik und Theologie“ besteht, und schließlich (191) „Marsilio Ficinos Melancholiekonzept und Inspirationslehre“, womit T u c z a y vom scholastisch-mystischen Mittelalter in den Renaissance-humanismus ausgreift – ein weiteres Beispiel für die enge, ja untrennbare Verbindung dieser Epochen, die frühere Philolog*innengenerationen künstlich und gewaltsam voneinander getrennt haben (194): „Die Inspiration ist definiert als eine spezifische Form des permanenten, von Sphäre zu Sphäre und von Intellekt zu Intellekt gehenden, Kommunikationsflusses und die Ursache des Enthusiasmus. Die daraus resultierende dichterische Äußerung ist nicht dunkel, sondern durch die Gesetze der Rhetorik und der musikalischen Harmonie bestimmt.“

Kapitel 4 überschreibt T u c z a y mit „Die politische Dimension der Prophetien“. Am Anfang stehen (196) „[d]ie Endzeitnarrative: Antichrist, Endkaiser und problematische Päpste“. Tyconius und Adso nimmt sie besonders in den Fokus, desgleichen Otto von Freising und Hildegard von Bingen. In (209) „Geschichtsspekulationen, Historiografie und Prophetie“ stellt die Verfasserin am Beispiel von Otto von Freising *Chronica* einleitend fest: „Die Historiographen gehen mit dem Stellenwert der biblischen Propheten sehr unterschiedlich um, [sic] und ordnen daher zeitgenössische Visionäre, Propheten und Prophezeiungen ihrer Gegenwart und Zukunft interpretierend verschieden ein.“ Ein immer wiederkehrendes Motiv (und Problem) sind (213) „[d]ie Unberufenen: Falsche Propheten“; in diesem (historisch und inhaltlich sehr dichten) Abschnitt setzt sich die Verfasserin mit Häresien, der Angst vor der Apokalypse und den Kreuzzügen auseinander.

Kapitel 5, „Inspiration und Poetik“, wendet sich ausgehend von Platon, Demokrit und Ennius dem Konzept des *poeta vates* zu (227): „Ein *poeta vates* greift also nicht auf seine eigene Kunstfertigkeit oder aber angeborene Begabung zurück, nicht einmal auf den eigenen Drang oder Willen zu dichten, sondern alles geschieht durch göttliche Eingebung er [sic] wird zum inspirierten Sprachrohr der Götter, [sic] und steht damit in deren Nähe, die ihn auch legitimiert und ihm Zugriff auf höhere Wahrheiten gewährt. Damit ist der Dichter dem Seher angenähert und bei Hesiod und im christlichen Kontext Seher der Zukunft und Geheimnisdeuter. Gleichzeitig bekommt er aber nicht nur zukünftiges Wissen, sondern auch profanes Sachwissen, wie Homer von der Muse. Die mittelalterliche Begrifflichkeit deutet das Konzept um. Die inspirierte Rede der alttestamentlichen Propheten dient nun als Vorbild. Im 4. Jahrhundert bittet Juvenatus um den Beistand des Heiligen Geistes, der nun den Musenquell auf dem Helikon ersetzt. Der umgedeutete Inspirationstopos kommt in der lateinischen und vernakulären geistlichen und in der vernakulären höfischen Dichtung zum Tragen.“ (228) „Der *poeta insanus* und der *furor poeticus*“ sind in diesem Kapitel noch einmal prominent Thema – mit Texten von Konrad von Würzburg und Bligger von Steinach. (234) „Inspiration und heilige Texte“ stellt prägnant „Inspirationskonzepte“ von der Spätantike bis ins Mittelalter vor und leitet zu (238) „Michael Beheims Lieder[n] zur Prophetie“ über, gefolgt von (241) „[a]ntike[n] Dichterweihen, mittelalterliche[n] Inkubationen und Melancholiediskurse[n]“, worin Texte von Hesiod bis Beda Venerabilis präsentiert werden (249): „Die besondere Wirkung der schwarzen Galle als Inzentiv der Kreativität und die Wechselwirkung zwischen Körpersäften und Denken waren schon Gegenstand antiker medizinischer und philosophischer Diskurse und wurden im Mittelalter in der

Schule von Salerno fortgeschrieben. Schon die Salernitaner Verse verknüpfen Melancholie und kognitive Tätigkeit.“

Kapitel 6, „Prophetie und Mystik“, legt den Fokus auf „sog. Gnadenviten“ und Übertragungsmedien. Vorgestellt werden (254) „Rupert von Deutz und sein Schreibauftrag“ und (257) „Inspirierte Prophetinnen und inspirierte Autorinnen“ – konkret (259) „Hildegard von Bingen und der Antichrist“, (272) „Clairvoyance bei Elisabeth von Schönau und ihre Dialoge mit dem Engel“ (unter Einbeziehung ihres Bruders, des Abtes Ekbert von Schönau), dann (279) „Birgitta von Schweden und die Poetik“, weiters (288) „Christina von Hane und ihr privilegiertes Wissen“ und schließlich „Adelheid Langmann und die Schwierigkeit der Voraussagen“. Das Kapitel hat unter dem Genderaspekt besondere Relevanz, erweist doch (291) „die Analyse der Texte, dass eine Kategorisierung in männliche Schreiber gegenüber weiblicher Visionärin/Prophetin, wie sie von einigen Forschern versucht wird, sich gerade bei Christina als schwierig gestaltet und sollte vielleicht prinzipiell neu überdacht werden.“ Der nächste Abschnitt, (296) „(Auto-) Biographien und Gnadenviten“ stellt zunächst mit vielen und langen Textauszügen die von Nonnen geführte (297) „Schreibwerkstatt Helfta“ vor. Darauf folgt (304) „Mechthild von Magdeburg oder der ‚ungelehrte Mund‘“ – erneut mit vielen Texten und einer eindeutigen Positionierung der Verfasserin zur vorgestellten Autorin (311–312): „Die Diskussion um die Autorschaft hat die Mechthild-Forschung beschäftigt und diese kommt, wie zu erwarten war zu [sic] sehr unterschiedlichen Ergebnissen in Bezug auf den kreativen Anteil Mechthilds. [...] Es spricht meines Erachtens vieles dafür, dass Mechthild den Schritt vom Sprachrohr und dem der Schreibmagd zur inspirierten Dichterin vollzogen hat.“ (313) „Elsbeth von Oye und die Selbstautorisierung“ beleuchtet das Problem der „Gattungszuordnung“; (318) „Christine Ebner Offenbarungen [sic] einer Nonne: Das passive Werkzeug“ offenbart eine klare Hierarchie (320): „Über die Figurenrede wird das hierarchische Gefälle zwischen den Dialogpartnern manifestiert, und die der weiblichen Figur erteilte Aufgabe ist wesentlich wichtiger als das, was die weibliche Figur denkt oder ausdrücken könnte.“ Schließlich greift (321) „Heinrich Seuses automatisches Schreiben“ den eingangs schon genannten Schreibzwang wieder auf. Gleichsam als Belege dienen lange Textstücke des „Mystosophen“. (325) „Die Gottesfreunde. Die Inspiration religiöser Laien“ stellen einen Sonderfall im 14. Jh. dar: „Im Zuge der geistlichen Reformbewegungen entstehen Bestrebungen, das Evangelium auf neue Weise zu leben [...]“. Ein Beispiel ist „Rulman Merswin und die kontemplative Praxis“.

Kapitel 7, „Propheten und Prophezeiungen in der mittelalterlichen weltlichen Literatur“, fokussiert auf Erzählliteratur und bekannte Seher*innen wie die Sibylle, Cassandra, Helenus oder Kalchas. Viele Details bietet der Abschnitt (332) „Antike Seher und Seherinnen in mittelalterlicher Interpretation“ mit einem Schwerpunkt auf Konrad von Würzburg und Benoît von St. Maure. (340) „Der falsche Prophet Nektanebos“ hat einen festen Platz in der Alexanderdichtung. T u c z a y parallelisiert signifikante Passagen aus einschlägigen Werken. (344) „Die Sibylle als multivalente Referenzfigur“ deckt einen literaturgeschichtlichen Zeitrahmen von Heraklit von Ephesos über Pausanias bis zu Heinrich von Veldeke, Herbort von Fritzlar und Konrad von Würzburg ab. T u c z a y subsumiert (353): „An der mittelalterlichen Aneignung der Sibyllen Figur [sic] beteiligten sich sowohl weltliche als auch geistliche Autoren, und zwar sowohl in Erzählliteratur als auch Lyrik, ebenso Chronisten.“ (355) „Der Prophet Merlin in der französisch-deutschen Erzählliteratur“ ist sehr knapp gehalten, etwas ausführlicher (und eine wesentliche Ergänzung, da hebräische Texte sonst ganz ausgeklammert sind) sind (358) „Jüdische (Christus-)Propheten, Astrologen und Zukunftsdeuter“: „Die Diskurse und die Möglichkeit, dass auch Heiden und Andersgläubige nicht nur prophetische Kompetenz, sondern auch

die Wahrheit verkünden können und dass speziell die Ankündigung des Messias Christus gerade auch ein Zeichen für die Wahrhaftigkeit der Prophezeiung eingestuft wurde, findet sich das ganze Mittelalter hindurch.“ T u c z a y legt den Schwerpunkt auf Ulrich von Etzenbachs *Alexander*. Einen besonderen Stellenwert hat auch (363) „Elias, der Prototyp des Eremitensehers“. Das Unterkapitel dient als Überleitung zu (364) „Die kleine Prophetin in der *Crône* und ihr mögliches biblisches Vorbild“, einer Interpretation des *Windmädchens* bei Heinrich von dem Türlin. (n. 93 mit dem Zitat eines Beitrags von Matthias Meyer bedürfte einer Endredaktion.) T u c z a y betont die Parallele zu gleich mehreren Seher*innen (365): „Das Mädchen erfährt eine ebenso schwere, sogar kataleptische Trance wie Calchas, man wähnt sie tot. Als sie abrupt aus dieser aufwacht, übergibt sie die empfangene Botschaft mit lauter Stimme. Diese drastische Tranceschilderung lässt sich unschwer Vergils bekannter Sibyllen-Darstellung vergleichen [...]“. In weiteren Abschnitten wendet sich T u c z a y (370) „Engel[n] als Botschafter[n] und Geheimnisdeuter[n]“ und der (372) „Weisheit und Prophetie der Einsiedler“ zu: „Die Asketen und Einsiedler des Mittelalters leben nicht mehr wie ihre Vorgänger die Wüstenpropheten, sondern ersetzen die Wüste durch den unwirtlichen Wald.“ Einsiedler übernehmen Beratungsfunktion, wenn es um die Erringung des Grals geht, dem mit (374) „Der Gral, die Erleuchtung und Pfingsten“ ein eigener Unterabschnitt gewidmet ist.

Das kurze Kapitel 8, „Propheten im Zeitalter der Reform“, widmet T u c z a y (379) „Johann Lichtenberger und Sebastian Brant“ und (388) „Johannes Trithemius und Theophrastus von Hohenheim“, gefolgt von (392) „Neue Eremiten – die Waldbrüder“ und (393) „Prophetie und Reformation: Der ‚Prophet‘ Luther“. Den Abschluss des Buches und des Betrachtungszeitraums bilden (395) „[d]ie Zwickauer und andere Propheten: zwischen Mittelalter und Moderne“.

Eine umfangreiche „Bibliographie“ (mehr als 80 Seiten), zu der gemäß der „Danksagung“ mehrere Kolleg*innen wichtige Titel beigezeichnet haben, und ein „Register der Namen und Sachen“ beschließen ein durchaus informatives Buch, dem eine exaktere Endredaktion zuträglich gewesen wäre: Zu viele Sätze sind gebrochen, zahlreiche Autokorrekturlapsus haben sich eingeschlichen, ‚Corpus‘ bekommt (mit einer Ausnahme) den männlichen, *liber* im Gegenzug durchgängig den sächlichen Artikel, so manch lateinisches Wort ist durch Tippfehler entstellt, fehlende Interpunktion erschwert die Lektüre.

Sonja Schreiner

Walter B e r s c h i n, *Mittellateinische Studien IV. Mit Beiträgen von Tino Licht*. Heidelberg: Mattes Verlag 2022. X + 325 S. ISBN 978-3-86809-182-3

Der vorliegende vierte Band von Einzeluntersuchungen des Doyens der deutschsprachigen Mittellateinischen Philologie und emeritierten Heidelberger Professors umfasst zwanzig Beiträge unterschiedlicher Länge von 1998 bis 2020 in deutscher (in durchgehend ‚alter‘ Orthographie), italienischer und spanischer Sprache. Im Zentrum der Studien stehen Autoren und Texte jener frühmittelalterlichen Region lateinischer Kultur, der schon immer das besondere Interesse Walter B e r s c h i n s galt, nämlich des Bodenseeraumes in weiterem Sinn: Sankt Gallen und die Reichenau, vertreten durch Notker I., Walahfrid Strabo und den *Waltharius*. Die Palette der behandelten Themen reicht aber schon mit Eugippius, Scottus Eriugena, einem provenzalischen Planctus (Planh) samt Übersetzung und einem epigraphischen Denkmal des 18. Jahrhunderts weit über den chronologischen Rahmen der zentralen Studien hinaus. Dazu kommen, jeweils

in enger Verbindung mit Textinterpretationen, kunsthistorische Beobachtungen. Bei sechs Aufsätzen handelt es sich um Erstveröffentlichungen: I, IV (mit Tino Licht, einem Schüler Berschins und zur Zeit aktiver Repräsentant der mittellateinischen Philologie in Heidelberg), VI (mit Tino Licht), IX, XIV, XIX, weitere Artikel wurden vom Autor revidiert und gegebenenfalls überarbeitet.

An die zwanzig Beiträge schließen, in Form einer Appendix, ebenso viele „lateinische Bagatellen“, aus der Feder Berschins an, Prosastücke verschiedenen, mehrfach episodenhaften und sehr persönlichen Inhalts, welche ein neues, umfassendes Profil zusätzlich zu jenem der Forscherpersönlichkeit erkennen lassen. Über den rätselhaften Titel dieser Gruppe, *Animarum Silva*, der sich in unvermuteter Weise mit einem Interessensgebiet des Rezensenten deckt, informiere man sich im Epilogus (300–301)! – Nun zu den einzelnen Artikeln:

„I. Gibt es eine mittellateinische Methode?“: Anhand von drei prominenten, ihrer Herkunft, ihrer Chronologie und ihrer Zweckbestimmung nach unterschiedlichen Dokumenten – der spätantiken illuminierten Vergilhandschrift Vergilius Romanus (Vat. Lat. 3867), dem frühmittelalterlichen Sanktgaller Klosterplan (Stiftsbibliothek 1092) und der Tabula Peutingeriana (ÖNB 324), der berühmten, um 1200 angefertigten Kopie eines spätantiken Straßenplans – wird die fundamentale, zuverlässige Bedeutung von Paläographie und Kodikologie für die wissenschaftliche Beschäftigung mit lateinischen Texten des Mittelalters und deren kulturellem Umfeld exemplarisch vorgeführt: So konnte die Beobachtung zweier Schreiberhände im Klosterplan dessen Entstehung um 825 auf der Reichenau erweisen und die Art der Kontraktionskürzung von Deus sowie die Präsenz Jerusalems mit christlichen Gebäuden in der Tabula zusammen mit der Darstellung der Roma – nicht der Constantinopolis (!) – mit Attributen des westlichen Kaisertums des Hochmittelalters einerseits die Entstehung des Rotulus in der christlichen Spätantike, andererseits die Zentrierung auf das westliche Kaisertum bezeugen.

„II. *Dei dialectus soloecismus*: Dio e il buon latino (1998)“: Der Beitrag beschäftigt sich mit der Strategie der Rechtfertigung sprachlicher ‚Fehler‘ gemäß der gängigen Definition der Grammatiker, nämlich Soloecismus und Barbarismus, in hochmittelalterlichen liturgischen Prosatexten. Der Rekurs auf die Bibelsprache verteidige Gottes ‚Dialekt‘ ebenso, wie das die christliche Tugend der Bescheidenheit in der Menschenrede tue. Die mittelalterliche Diskussion um das liturgische Sprachniveau knüpft offenbar an die entsprechende Diskussion der Spätantike an.

„III. Narcissus von Gerona († saec. IVin). Glaubensbote im spätrömischen Augsburg (2020)“: Erstmals wird eine ausführliche Dokumentation der *translatio* von Reliquien (Bekleidung, Stola) des spanischen Missionars Narcissus von Gerona, des ersten Bischofs von Augsburg, der nach der Rückkehr in seine Heimat im Dom ermordet wurde, in die alte Römerstadt präsentiert. Narcissus gilt als der Bekehrer der Lokalheiligen Augsburgs und ehemaligen Prostituierten, Afra. Die ausführlichen historischen Informationen sind eingebaut in eine Edition der entsprechenden hagiographischen Literatur um Augsburg, nämlich der *Vita et passio Narcissi episcopi* nach der Handschrift ÖNB 573 aus der 1. Hälfte des 12. Jh. Der Text ist ein wichtiges Zeugnis für die Kontakte zwischen dem süddeutschen Raum und der Iberischen Halbinsel am Übergang von der Spätantike zum Frühmittelalter.

„IV. Geht die Überlieferung von Anthologia Latina 665 aus dem Chronographen von 354 auf Walahfrid Strabo († 849) zurück? (2016)“: Die Untersuchung stellt die erste auf minutiöser paläographischer Analyse beruhende Grundlage des früher unterschiedlich, aber nie wirklich stichhaltig beurteilten Verhältnisses zwischen dem mehrfach und verderbt überlieferten Monatsgedicht der AL und dem sogenannten Chronographen von 354 dar, in dessen Text es in der

Handschrift St. Gallen 879 (saec. IX) eingearbeitet wurde. Für den entsprechenden Abschnitt hatte Bernhard Bischoff Walahfrid Strabo namhaft gemacht. Mithilfe eines subtilen Vergleichs mit einer von demselben Schreiber geschriebenen Horaz-Handschrift einschließlich dessen sprachlicher Kompetenz konnte die Annahme Bischoffs, Walahfrid habe das Monatsepigramm in den St. Galler Codex des Chronographen eingetragen, widerlegt werden. Der Artikel illustriert in gewissem Sinn die in Stück I entwickelte Forderung der grundlegenden Funktion der Paläographie samt Zusatzinformationen für solide Arbeit auf dem Gebiet des Mittelalters. – In der Untersuchung wäre die 2014 erschienene kommentierte Ausgabe des Chronographen von Johannes Divjak und Wolfgang Wischmeyer eventuell zu berücksichtigen gewesen.

„V. Augustinus, *De doctrina Christiana* bei Eugippius († um 535) (2020)“: Anhand des Aufbaus der Augustinus-Exzerpte des Eugippius wird versucht, die Funktion der Position von Exzerpten aus *De doctrina Christiana* zu bestimmen und die Möglichkeit einer Verwendung eines vielleicht unvollständigen Exemplars durch Eugippius zu erwägen. Die Frage wird negativ beantwortet. Zwei informative Anhänge sind der Umarbeitung der Exzerpte durch Benizo von Sutri im 11. Jh. und der allegorischen Bedeutung gewidmet, die der griechisch geschriebenen Zahl 46 (ΑΔΑΜ, „Mensch“) als Gliederungsprinzip christlicher Texte, in Sonderheit biographisch-hagiographischen Inhalts, erstmals im *Commematorium vitae S. Severini* des Eugippius belegt, zukommt. – N.B. Sutri liegt nicht in Oberitalien, sondern in Latium (53).

„VI. Ein Buchmaler des V. Jahrhunderts meldet sich zu Wort (Bern, Burgerbibliothek 264)“: In dem kurzen Aufsatz werden zwei Zusatzgedichte in illuminierten Prudentiushandschriften, die *Tituli historiarum (Dittochaeon)* betreffend, übersetzt und interpretiert. Im Zuge dessen konnte der abschließende Vers des zweiten Gedichts erstmals als anonyme Aussage eines Handschriftenilluminators identifiziert werden, die nicht wie der Codex um 900 auf der Reichenau entstanden sein kann, sondern wie das ganze Zusatzgedicht auf ein Exemplar aus dem 5. Jh. zurückgehen muss. Somit wurde der literarische Bestand spätantiker Verse um ein kleines Stück erweitert. – Ein Korrekturvorschlag zu den Versen 4–5 des Einleitungsgedichtes zum *Dittochaeon* entfaltet die vorausblickende Darstellung namentlich einzeln aufgezählter Personen: Sie veranschaulichen die wichtige Rolle der göttlichen Vorsehung im Aufbau der *tituli*.

„VII. Lateinische Kultur im Benediktinerkloster Lorsch (764–1231) (2020)“: Der Beitrag ist eine Art Literaturgeschichte vom Früh- ins Spätmittelalter des Klosters Lorsch entlang der Leitlinie von dessen Handschriften, beginnend mit Theodulfs Gebet an den nach Lorsch transferierten Märtyrer Nazarius bis zu den *Miracula S. Nazarii* des mutmaßlichen Lehrers an der Lorsch Kloster Schule, Adalher. Die Textsorten der Lorsch literarischen Produktion sind vielfältig, historische Gebrauchstexte (Annalen) finden sich neben liturgischer Poesie (Sequenzen, Tropen) mit Textproben samt deutscher Übersetzung. Darüber hinaus wird das Scriptorium des Klosters als Ort der Entstehung hochwertiger Buchmalerei, besonders in ottonischer Zeit, vorgestellt, und auch die in nicht rekonstruierbarem Zustand erhaltenen Inschriften der berühmten Lorsch Torhalle sowie die mythologischen Königsgräber aus dem Sagenkreis der Nibelungen, Utes und Siegfrieds, berücksichtigt. Dadurch ist der Aufsatz ein weiterer Beleg für Berschins methodisches Prinzip, auf der Grundlage der Paläographie Kulturgeschichte des lateinischen Mittelalters zu erfassen. Abbildungen unterstützen diese Intention.

„VIII. Elementos hispánicos en la Abadía de Reichenau (siglos VIII–IX) (2012–2013)“: Die Ausführungen beginnen mit Überlegungen zu der möglicherweise spanischen Abstammung des Klostergründers von Reichenau im Jahr 724 und Verfassers des praktischen Lehrbuchs *Scarapsus*, Pirminus. Glaubwürdiges Zeugnis für den spanischen Einfluss auf die Kultur

der Reichenau bietet die Erklärung einiger Psalmentituli in einem um 820 ebendort geschriebenen Prunkpsalter, die Parallelen zum spanischen Bereich aufweist. Ähnliches gilt auch für andere Reichenauer Handschriften vom Ende des 9. Jh., und schließlich weist die Biographie Pirmins Beziehungen zur Vita des heiligen Klostergründers Fructuosus von Braga auf, wie denn auch der *Scarapsus* spanische Elemente enthalten dürfte. Es liegt also ein weiterer Beleg für den kulturellen Einfluss Spaniens auf den süddeutschen Raum vor wie in Stück III.

„IX. Walahfrid Strabo († 849) als Praefationist“: Der Aufsatz zeigt den auf Grund seiner hochwertigen Dichtung berühmten Walahfrid als Verfasser literarisch anspruchsvoller Vorwörter, *praefationes*, zu fünfzehn Werken, davon elf eigenen, und einem von Walahfrid nicht mehr realisierten (*Vita S. Galli metrica*). Die Vorwörter sind in Prosa, Versen (Daktylen und lyrischen Metren, letztere in der im Mittelalter beliebten Form stichischer Adonier) oder als Prosimetra verfasst und stellen eine weitgehend unabhängige Textsorte dar, die als solche noch nicht wahrgenommen wurde.

„X. Johannes Scottus Eriugena, Honorius Augustodunensis und die karolingisch-neuplatonische Naturphilosophie im Bild (Paris, BN lat. 6734) (2021)“: Die Studie stellt einen kleinen, aber höchst instruktiven Beitrag zur Funktion der karolingischen Geisteswelt als Vermittlerin eines griechisch-philosophischen, durch die griechische patristische Literatur und deren neuplatonische Elemente geprägten Naturkonzepts an den europäischen Westen auch des Hochmittelalters dar. Ebendies erfolgte auf dem Weg der Rezeption des Hauptwerks des im Titel genannten Iren, *Peri physeon (merismou)*, *De divisione Naturae*, durch die *Clavis Naturae* des Honorius von Autun im 12. Jh. Das Besondere an diesem Rezeptionsvorgang ist der Versuch des Illuminators der ebenfalls im Titel erwähnten Handschrift, dieses neuplatonisch-christliche Naturkonzept durch die Darstellung der Allegorie der Bonitas, Platons höchster Idee des Guten, inmitten anderer ethischer Allegorien auf Christus als dem Ziel der Natur, *finis*, zu illustrieren. In dem Bild ist die Darstellung der *materia informis* als zweifacher erdfarbener Januskopf mit vier Gesichtern, die offenbar die vier empedokleischen Elemente vor deren schöpferischen Trennung repräsentieren, besonders auffällig, eine ikonographische Umsetzung der Allegorie des römischen Gottes als Chaos.

„XI. Notkers Metrum de vita S. Galli. Einleitung und Edition (1980 und 1995)“: Der Beitrag ist aus zwei Publikationen B e r s c h i n s zusammengearbeitet und entspricht in Umfang und Belang einer kleinen Monographie. Die dem Lauftext vorangestellte Gliederung in fünf Großeinheiten, deren letzte ihrerseits sechs Unterteilungen umfasst, verschafft einen Überblick über die Vielfalt der einzelnen Bereiche von Interpretation, historischer Einordnung und Edition des im Titel genannten, nach dem Verlust des wichtigsten Textzeugen, einer Prunkausgabe aus der Zeit Maximilians I., nur fragmentarisch und indirekt überlieferten Textes Notkers I., der Vita des Klostergründers in Versform, wie sie auch für andere Klöster neben den entsprechenden Prosaviten letztlich in der Nachfolge des *opus geminum* des Sedulius belegt ist. Notker variierte allerdings diese Tradition, indem er für seine sogenannte metrische Vita die durch Boethius und Martianus Capella sanktionierte Form des Prosimetrums in drei Büchern wählte, eine Neuerung in der Hagiographie. Auf einer zweiten Ebene über der Edition erörtert B e r s c h i n die literarischen Umstände sowie die ‚basilikale‘ Architektur dieses in seiner Art singulären Werkes. – N.B. Der lateinische Text bietet sich für weitere Überlegungen an, so etwa, ob auf Seite 144 in Vers 2 der ersten sapphischen Strophe *lyricos* für *lyrico* (extreme Sperrung zu *carmine* in Vers 4?) konjiziert werden sollte, oder ob in Vers 4 der 2. Strophe *scemate* im Sinn von *stemma* zu belassen oder als Schreibfehler zu bewerten ist. Videant posteri!

„XII. Welche Sequenzen können Notker I. von St. Gallen († 912) mit welchen Argumenten zugeschrieben werden? (2019)“: Auch in diesem Beitrag ist das poetische Werk Notkers I., des Stammlers (nach Wolfram von den Steinen, „des Dichters“), Gegenstand, und zwar in Hinblick auf sein Schaffen auf dem Gebiet der damals neuesten liturgisch-lyrischen Textsorten der (älteren, nicht regulierten) Sequenzen und der Tropen. Ausgehend von für ihn als Autor sicher bezeugten sowie aus dem Werkkontext erschlossenen Sequenzen (Teile I und II) versucht B e r s c h i n mit der gebotenen Vorsicht, auf Grund sprachlicher und stilistischer Analysen Notkers Autorschaft auch für andere Sequenzen als wahrscheinlich beziehungsweise möglich zu erweisen.

„XIII. Ein Turm als Architekturmotiv der Wandmalerei in Reichenau-Oberzell St. Georg (2020)“: Entgegen anderen Deutungen untermauert B e r s c h i n die bereits 1980 von Renate Pillingner in anderem Zusammenhang, nämlich mit einer analogen Darstellung auf der sogenannten Lipsanothek von Brescia anlässlich einer Studie zu den *Tituli historiarum* des Prudentius, publizierte Interpretation eines einsamen Turmes im Kontext mit der Topographie von Jerusalem als Überrest des unter Titus im Jahr 70 n. Chr. zerstörten Tempels. Da Prudentius in der Reichenauer Klosterschule bereits im frühen 9. Jh. Schulautor war, lag dessen *titulus* auf die *pinna templi* (Nr. 31) als Quelle der Wandmalerei von St. Georg nahe. Diese Annahme wird übrigens dadurch gestützt, dass die Wandmalereien der Kirche selbst mit metrischen *tituli* ausgestattet, also vom ihrem Gesamtkonzept so etwas wie eine frühmittelalterliche Realisierung der literarischen *tituli* des spätantiken Dichters sind.

„XIV. Neues zum Waltharius“: Ausgehend von Datierungs-, Lokalisierungs- und Zuordnungsproblemen innerhalb der Überlieferung des, wie seit Bernhard Bischoff feststeht, ältesten Fragments des *Waltharius* (heute in Hamburg, geschrieben um 980 in Lorsch) einerseits und dem aktuellen Stand bezeugter Präsenz von Walthariushandschriften in mittelalterlichen Bibliotheken von Egmond in den Niederlanden bis St Lambrecht in Österreich äußert sich B e r s c h i n zu diversen Versuchen, den Dichter dieses singulären Werks zu identifizieren, indem er sprachliche Auffälligkeiten lexikalischer und syntaktischer Art zusammenstellt, als Einstiegshilfe, wie er betont (211), für künftige diesbezügliche Forschungen. Er selbst hält sich mit Vermutungen weise zurück.

„XV. Die Domschule von Speyer um das Jahr 1000 (2016)“: B e r s c h i n versucht mit Erfolg, einiges aus dem Bestand der durch Kriegseinwirkung im Jahr 1689 zerstörten Speyrer Dombibliothek aus den erhaltenen Werken zweier Bischöfe der Diözese Speyer und eines Domkapitulars (Dompropstes?) samt deren Schülern aus der Epoche um die erste Jahrtausendwende, darunter der berühmte Walter, zu eruieren. Es lassen sich Beziehungen zu St. Gallen, konkret zu Notker II. und Ekkehart IV., feststellen.

„XVI. Augiensia I–III (2020 Teil I)“: Wie dem Titel zu entnehmen, befasst sich B e r s c h i n in diesem chronologisch zweigeteilten Beitrag mit Einzelproblemen eines seiner bevorzugten Forschungsgebiete, der frühmittelalterlichen Kultur der Reichenau. Besonderes Augenmerk gilt dem so genannten Augsburger Sakramentar (München, Clm 30040), nach der genauen Analyse des Autors entstanden um 1000. Darauf weisen etliche Kriterien hin, darunter ein Nachtrag, der die Messe für das Fest des auf der Reichenau damals besonders verehrten Evangelisten Marcus enthält. Weitere Analysen hinsichtlich Reichenauer Provenienz von Handschriften wurden an älteren liturgischen Codices (vor beziehungsweise nach 860) durchgeführt, einem Sakramentar in Stuttgart (Landesbibliothek, Don. 191) und, davon beeinflusst, einem Evangeliar in Wien (ÖNB 1229). Den Abschluss des Aufsatzes bildet ein sehr nützliches chronologisches Verzeichnis der Reichenauer illuminierten Handschriften von 825 bis 1070.

„XVII. Friedrich von Hirsau († 1071). Der Heilige vom Heiligenberg (2019)“: Die Studie beschäftigt sich mit der wenig bekannten Person eines Friedrich, der aus dem Kloster Einsiedeln zur Neugründung des Klosters Hirsau als Abt berufen wurde und als leidenschaftlicher Schreiber mit eigenem Schreibpult im Scriptorium überliefert ist. Wegen Differenzen mit seinen Mönchen zog er sich in das zu Lorsch gehörende Michaelskloster auf dem Heiligenberg zurück. B e r s c h i n vermutet, dass auch an diesem Rückzugsort Friedrich ein potentes Scriptorium zur Verfügung stand, in dem eine Gruppe von fünf illuminierten liturgischen Handschriften mit Exlibris-Vermerken entstanden sei, von denen eine ein sekundär eingetragenes Bild des den Teufelsdrachen tötenden Erzengels enthält. Dies könne auf einen Zusammenhang mit Friedrichs Aufenthalt im Michaelskloster auf dem Heiligenberg schließen lassen.

„XVIII. *Qui sanctos coluit, se sicque colendo beavit*. Abt Ulrich III. (von Eppenstein), der Kult der hl. Fides in St. Gallen und des Gallus im friulanischen Moggio (2017)“: Nach dem historisch unsicheren Bericht über *translatio* und Kult der hl. Fides im Gebiet von St. Gallen unter Abt Ulrich III. (1077–1121) bietet B e r s c h i n die Erstedition eines anonymen Offiziums, *Historia S. Fidis [sic]*, aus einem St. Gallener Antiphonar samt literarischen und historischen Erläuterungen. Es folgt die Neuedition einer ebenfalls auf St. Gallen zurückgehenden, erstmals von Ernst Dümmler herausgegebenen Fides-Passio in klassizistischen Hexametern mit zahlreichen Angaben von Parallel- bzw. Referenzstellen am Rand, die außer auf biblische Bezüge hauptsächlich auf lateinische Dichter der Spätantike, überwiegend christliche (Bibel-epiker, Prudentius, Paulinus von Nola, Prosper, aber auch Sidonius), hinweisen. Abschließend wird angemerkt, dass Abt Ulrich III. aus dem Kärntner Geschlecht der Eppensteiner in seiner späteren Funktion als Patriarch von Aquileia den Gründer seines ursprünglichen Klosters, St. Gallen, durch ein neues Galluskloster im friulanischen Moggio Udinese (Mosach, Možac) ein Denkmal setzte. Eine ihn wegen seiner Reliquienfunde ehrende Inschrift aus S. Giovanni del Timavo in leoninischen Hexametern mit Übersetzung schließt den Beitrag ab.

„XIX. Quar tot lur mieill en estz dos perdut an. Bertolome Zorzis Planh auf den Tod Konradins von Hohenstaufen und Friedrichs von Österreich (1268)“: Der Beitrag bietet nebst einer Einleitung über den venezianischen Handelsmann und Dichter einer Sammlung lyrischer Gedichte, der als einer der letzten seines Landes in der hochmittelalterlichen Kultursprache der Lyrik, dem Provenzalischen, dichtete, Text und Übersetzung eines Trauergedichts, Planh (*planctus*) von 48 Versen in sieben Strophen auf die Ermordung der im Titel genannten Träger alten Adels, ein historisches Ereignis, das der Dichter und ebenso B e r s c h i n selbst als eine Wende in eine weniger adelige, das meint weniger edle, Epoche zu empfinden scheint. Denn ein „vergessener Stauffergedenktage 2018“ war für ihn der Anlass zur Beschäftigung mit dem provenzalischen Klagegedicht. Das Bild im Heidelberger Codex Manesse, das als Frontispiz des Bandes gewählt wurde, bezieht sich übrigens ebenfalls auf die zwei Opfer politischer Intrigen, die hier bei dem hochadeligen Sport der Beizjagd zu sehen sind. – Der deutschen Übersetzung ist eine kurze Interpretation der Dichtung vorangestellt. Die literarische Qualität des Gedichts und daher auch jene der Übersetzung kann der des Provenzalischen nicht mächtige Rezensent nicht beurteilen.

„XX. Ein Denkmal zum Fest Kreuzerhöhung an der Römerstraße (2018)“: Die den Band abschließende Miszelle interpretiert eine lateinisch-deutsche Inschrift auf einem steinernen Podest für ein Kreuz anlässlich des katholischen Festes der Kreuzerhöhung, das bedeutet der Aufrichtung des durch eine Initiative der Kaiserin Helena gefundenen ‚wahren Kreuzes‘ in Jerusalem am 14. September. Ein in die Sockelinschrift gemeißeltes Chronogramm – ein typisches Phänomen der Barockzeit – ergibt das Jahr 1756 für die Errichtung des Denkmals.

Berschlin zitiert einige vergleichbare epigraphische Texte aus der näheren räumlichen Umgebung, die als Referenzstücke in Frage kommen.

Der in jeder Hinsicht hervorragende Sammelband von hoher wissenschaftlicher Qualität und bibliophiler Ausführung, dessen Vorhandensein in der Bibliothek jeder mit dem europäischen Mittelalter befassten Forschungseinheit eine Selbstverständlichkeit sein sollte, zeichnet sich jenseits seiner philologischen und geistesgeschichtlichen Valenz durch hervorragendes Abbildungsmaterial aus. Er wird an seinem Ende von vier alphabetischen Indices erschlossen, und zwar einem Verzeichnis der zitierten Handschriften, einem Register sämtlicher erwähnten Personen- und Sachnamen jeglicher Epoche, ferner einer Liste besonderer „Wörter, Junktoren und Zeichen“ und schließlich einer der Anfänge der Gedichte (Sequenzen und Tropen) in normalisierter Orthographie. Ein Verzeichnis der Abkürzungen und Siglen befindet sich sinnvollerweise unmittelbar nach dem Inhaltsverzeichnis vor dem Lauftext. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass das abgegriffene Modewort ‚nachhaltig‘ beim Studium des vorliegenden vierten Bandes von Walter Berschlin's *Mittelateinischen Studien* wieder seine volle ursprüngliche Bedeutung erhält.

Kurt Smolak

Jan Bloemendal (Ed.) in Collaboration with a Seminar Group of the Ruhr University Bochum, Johannes Reuchlin's *Scaenica progymnasmata* or *Henno* (1498) and Jacob Spiegel's Commentary (1512). Neo-Latin Comedy and Translational Learning. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2024. (BAC. Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium. 116.) 464 S. Ill. ISBN 978-3-98940-032-0

Jan Bloemendal gewährt mit seiner Ausgabe, einer Dopeedition zu zwei Autoren (Originaltext nebst Übersetzung [Reuchlin] und Kommentierung des Kommentars [Spiegel]), einen tiefen und kundigen Einblick ins Drama des 15. und seine Ausdeutung und literaturgeschichtliche Verortung im 16. Jh. Die umfängliche „Introduction“ ist eine Einführung in die Komödiengeschichte im Deutschland des Betrachtungszeitraums, enthält sie doch Biographisches und Werkgeschichtliches zu Johannes Reuchlin (1455–1522) ebenso wie einen längeren Abschnitt zur „Early Comedy in Germany“ mit einer Vorstellung zahlreicher weiterer Autoren (Jakob Wimpfeling, Johannes Kerckmeister, Joseph Grünpeck, Heinrich Bebel, Jacob Locher, Christoph Stymmelius), Stücke (auch aus Italien) und Aufführungskontexte (z. B. im Umfeld von Gelehrtenesellschaften, an Höfen und in schulisch-studentischem Kontext).

Der Abschnitt „*Scaenica progymnasmata* / *Henno* – The Play Itself“ gibt Auskunft über Entstehungskontext, Uraufführung (1497), Drucklegung (1498) und Inhalt des fünftaktigen Stücks, das mit ‚Henno‘ einen der Protagonisten im Titel führt (19–20): „It is a light-hearted comedy [...]; moreover the ‘comoedia lepidissima’ contains nothing immoral or offensive, written for the benefit of the German youth. The programmatic title in the manuscript version of the play also refers to this aim to give the pupils the opportunity to practise speaking and moving in public: *Praeexercitamenta quibus adolescentes comicae pronuntiationis et gestus de se periculum faciant* [...]“

„Reuchlin's Sources for *Scaenica progymnasmata*“ zeigt, wie sehr *Henno* (stilistisch, sprachlich, metrisch, in der sprechenden Namensgebung, im Prolog und in der Akt- und Szeneinteilung) in terenzischer Tradition steht, aber auch Anlehnungen an Plautus aufweist und

Bezüge zur *fabula Gallica* (so Philipp Melanchthon) und zur *Commedia dell'arte* (23): „Reuchlin will have become familiar with this type of theatre during his tour in Italy in 1482 and 1490/1491.“ Die amüsante Handlung (mehrfacher Betrug, darunter auch der eines Betrügers, und ein Ratschlag, der sich gegen den Ratgeber wendet) sicherten dem Stück großen Erfolg, der in „Reception of *Scaenica progymnasmata* / *Henno*“ detailliert referiert wird; dazu gehörten großzügige Geschenke an die Darsteller und eine Dankesrede im Gegenzug, Abschriften, eine frühe Drucklegung, unzählige Editionen, mehrere Übersetzungen ins Deutsche und Adaptationen, z. B. Christian Weises *Der betrogene Betrug* (28–29): „In general, humanist comedy paved the way for the development of vernacular drama. In the Middle Ages, the plays were very closely connected to the performance, and the authors were mostly anonymous. Humanist drama was intended as literature, it was much a play on word as a spectacle, rhetorical devices were interwoven to make the play more attractive and in most cases, the author was known and his name printed on the title page, as in vernacular drama of the same period. However, its fame also waned to some extent. Like Bebel's *Comoedia*, it was part of the 'high-humanist' educational programme, but by the 1520s, when the Reformation was on firmer ground, it was replaced by more confessional school dramas.“

Der ausführliche Forschungsbericht „History of Interpretation of *Henno*“ (29–36) stellt eine Überleitung zur Präsentation von Jakob Spiegel und dessen Kommentar dar. Bloemendal referiert die Forschungs- und Interpretationsgeschichte von 1854 bis zur vorliegenden, eigenen Arbeit (35–36): „Our own treatment of *Henno* and the commentary by Jacob Spiegel takes a transnational stance. [...] Transnational Literary Studies is conceptualized as the historical study of texts within or across networks of literary production and circulation that cross linguistic, geographical or political borders, in order to see how they have been shaped and valued in their networks.“

Im Kapitel „Jacob Spiegel“ setzt der Herausgeber Reuchlins Erfolg mit der Publikation des auf Grammatik und philologische Details konzentrierten Kommentars in Verbindung. Der Jurist Spiegel (1483/1484 – ca. 1547) war als (37) „protector and literary agent“ und als produktiver Autor tätig. Im Abschnitt „Spiegel's Commentary on Reuchlin's *Scaenica progymnasmata*“, veröffentlicht 1512 – (38) „in the heat of the controversy over the destruction of Jewish books“ – erläutert der Editor Spiegels Arbeitsweise (41): „In many places, Spiegel often quoted passages from other works. He may well have done this from his own library. A list of his books happens to survive. This *Index librorum Bibliothecae doctoris Iacobi Spiegelij Selestadiensis* provides a clear insight into the books he owned.“ Bloemendal konstatiert (42): „Spiegel's approach is not so much to explain Reuchlin's text, as to use it as an opportunity to provide information about facts from antiquity and grammatical and legal information.“ Dazu kommen „commentaries on literary texts, especially amatory material. These commentaries combined love and law.“ 42–43 listet er die wichtigsten Quellen auf. Sie reichen von den *Digesten* über Lexika, Grammatiken, Literatur zu Topoi bis zu Autorenkommentaren, darunter Perottis monumentale *Cornucopiae* (44): „It is the choice of many quotations from and allusions to legal texts and legal elements from other commentaries, that Spiegel puts his own stamp on this commentary.“

„Transnational Aspects of Reuchlin, Spiegel and *Henno*“ beginnt mit einer grundlegenden Feststellung: „Reuchlin and Spiegel were both inhabitants of the international *Respublica literaria* and are part of the European humanism.“ Reuchlin war aufgrund seiner Reisetätigkeit stärker international ausgerichtet, „Spiegel seems to have been more regionally oriented.“ Erasmus galt ihnen beiden als Orientierungsfigur, und es gab nachweislich Austausch (44–45):

„Erasmus borrowed New Testament manuscripts from Reuchlin. Spiegel’s library abounded with works by the European scholar and educator, as well as books written by other German and foreign authors, and many plays. For his commentary on Reuchlin’s *Henno*, Spiegel used many Latin books printed in Italy and France, but also books written in these countries, but printed in Germany, even though it is often difficult to trace the exact edition Spiegel used. This makes the ‘local’ commentary a more transnational affair.”

Den Hauptteil der Publikation bilden zunächst Text und Übersetzung (mit zahlreichen „Preliminary Texts of *Scaenica progymnasmata*“) des lesenswerten *Henno*, „Reuchlin, *Scaenica progymnasmata* / *Henno* – Text and Translation“ (55–87), mit einem kurzen Vorspann – „This Edition“ (53) – zur Textgestaltung und zur Recherche nach Spiegels Vorlagen und einbegleitet (noch als Teil der Einleitung) von einer Liste aller Ausgaben, „Editions of *Scaenica progymnasmata* / *Henno*“ (45–52), und Handschriften, „Manuscripts of *Scaenica progymnasmata* / *Henno*“ (52), gefolgt von „Jacob Spiegel’s Commentary“ (95–260) und schließlich „Notes on Spiegel’s Commentary“ (261–401). Eine Übersetzung ist dem ausführlichen Kommentar – Spiegel schreibt zu manchem Lemma Einträge im Umfang von mehr als einer modernen Druckseite, z. B. zum Sternbild Widder (167 zu v. 173) oder zur unabdingbaren Lektüre hebräischer, griechischer und lateinischer Texte (257–259) – nicht beigegeben; diese Funktion kommt den Anmerkungen zu, in denen durchgehend auch die exakten Stellenangaben der vielen von Spiegel zitierten Autoren nachgetragen sind.

Ein „Dictionum index“, eine gut sortierte „Bibliography“ und ein Abbildungsverzeichnis („Figures“) beschließen den ansprechenden und lesenswerten Band, der Spezialist*innen für das neulateinische Drama ebenso empfohlen sei wie interessierten Studierenden, ist er doch in produktiver Zusammenarbeit mit Seminarist*innen entstanden und somit ein Musterbeispiel für kurienübergreifende Zusammenarbeit – ein gelungener *output* forschungsgeleiteter Lehre (3): „This edition was made in collaboration with a seminar of students and colleagues from the Ruhr University Bochum: Wolfram Adam, Niklas Gutt, Theodor Lindken, and Gabriele Schwabe in the winter semester of 2019–2020. The collaborators collected many of the materials which the editor checked and largely supplemented.“ Das Ergebnis kann sich sehen lassen.

Sonja Schreiner

Laurenz Lütteken – Wolfgang Sandberger (Hg.), Göttinger Händel-Beiträge 25. Begründet von Hans Joachim Marx. Im Auftrag der Göttinger Händel-Gesellschaft. Redaktionelle Mitarbeit Christoph Jannis Arta. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2024. 97 S. Ill. ISBN 978-3-525-27839-0. ISSN 0177-7319

Das kleine, aber feine Bändchen gibt einen multidisziplinären Einblick in Handels Antike-rezeption, enthält es doch neben musikologischen auch einen altphilologischen und einen kunsthistorischen Beitrag. Als Einstieg in die Thematik positioniert ist ein Ölgemälde, zu dem Wolfgang Sandberger den interpretierenden Kurzbeitrag „Pompeo Girolamo Batoni: *Herakles am Scheidewege* (1748)“ beisteuert (beides s. p.) und darin das Bild als „Schlüsselobjekt“ für die folgenden Annäherungen an das Thema ‚Händel und die Antike‘ bezeichnet.

Laurenz Lütteken setzt die Einleitung mit „Zwischen Mythos und Historie: Handels schwieriger Weg ins antike Griechenland. Einführung zum Händel-Symposium der Händel-Festspiele 2023“ fort und betont, dass nach Pietro Metastasio Dramaturgie historischen Stoffen

der Vorzug gegenüber antikisierenden und mythologischen gegeben wurde (4–5): „Historische Stoffe gewährten dem Komponisten [...] gleichsam die Geschlossenheit einer gewährten Illusion. Im Grunde gilt dies auch für die christlichen Oratorien, deren biblische Geschichten ebenso ‚wahr‘ waren wie die Beispiele aus der Historie – nun jedoch beglaubigt durch die heilsgeschichtliche Dimension der Geschehnisse.“ Weil Händel bei der musikalischen Nutzung recht zurückhaltend blieb, hat sich das Festspielkuratorium dazu entschieden, sich dieser Thematik zu widmen (5): „Händels Verhältnis zum Mythos, seine Annäherungen und Distanznahmen, sind weitgehend isoliert – und sie sind bisher nur ansatzweise Gegenstand der wissenschaftlichen Auseinandersetzung geworden.“

Gyburg Uhlmanns Festvortrag „Erziehung und Vernunft: Herakles am Scheideweg bei Händel und in der Antike“ bezeichnet (7) „Händels Kantate *The Choice f Hercules*“ als „musikalisches Erziehungsstück, das für die junge zukünftige Führungselite ein Ansporn sein sollte, sich für ein Leben zu entscheiden, das mit Mühe und Anstrengung zu Tugend und Erfolg führt.“ Antike Elemente werden dabei zu „Flügeln, auf denen man sich aufschwingen kann zu den Höhenflügen aufgeklärter Vernunft, Tugend und Glück.“ Ausführlich erläutert die Verfasserin die (8) „Vorlagen und Varianten“ einer Geschichte, die sie als (9) „philosophische Fabel oder [...] philosophische[n] Mythos“ charakterisiert. Uhlmann referiert Xenophon, Platon und Cicero, aber auch Sebastian Brants *Narrenschiff* (1494) und Jakob Lochers lateinische Version (1497), arbeitet die Besonderheiten von Händels Interludium heraus und stellt die weitere Rezeption des Stoffes (z. B. in Wielands Singspiel *Die Wahl des Herkules*) vor. Zu Händels Interpretation konstatiert Uhlmann (24): „Bei Händel muss sich Herakles eigentlich gar nicht wirklich entscheiden. [...] Sein Weg scheint einfach bereits vorgezeichnet.“ Sie sieht klar stoische Elemente (25): „Für unsere Kantate heißt das: Es geht gar nicht darum, dass die Vernunft oder die Lust Argumente vortragen und Hercules davon überzeugen, dass sie den besseren, mehr Glück bringenden Weg versprechen und vertreten. Es geht vielmehr um Mittel und Worte, die Hercules zu dem anspornen und dabei unterstützen, was ohnehin als richtig feststeht: dem Streben nach lustfreier Tugend. Ganz anders ist das im antiken Platonismus, der [...] Xenophons Nacherzählung des Prodikos-Mythos zumindest mitbestimmt hat: Hier werben beide Personifikationen mit Argumenten für ihren Lebensweg.“ Gyburg Uhlmann sieht die Stoa als (26) „missing link“ zwischen der Erziehungstheorie, der theoretischen und der praktischen Philosophie der Aufklärung.“

Die verbleibenden vier Beiträge wurden als Referate auf der Händel-Tagung gehalten und haben – wie der Festvortrag – ihren Vortragscharakter, ihre Mündlichkeit passagenweise durchaus beibehalten. Florian Mehltretter handelt über „Erkenntnis oder Affekt? Griechische Mythologie in Rom um 1700“ und (27) „will danach fragen, ob ‚Händels schwieriger Weg ins antike Griechenland‘, wie es der Untertitel des Symposiums [...] formuliert, über Italien, genauer gesagt: über Rom, führt – oder ob gerade die *Schwierigkeit* dieses Weges etwas mit Rom zu tun hat.“ Er referiert Händels Zeit in Rom, diskutiert die Rolle der *Accademia dell’Arcadia*, analysiert die statistische Verteilung historischer und mythologischer Stoffe in der Oper und präsentiert mehrere Traktate des ausgehenden 17. und frühen 18. Jh. zur Mythologie. Mehltretter subsumiert (36): „Mythen sind [...] bei den römischen Theoretikern um 1700 sowohl besonders starke Kristallisierungen allgemeiner Zusammenhänge (insbesondere in allegorischer Lesart) als auch ein Problem für die Glaubwürdigkeit der Handlung, ein Hindernis für ihre ‚Wahrscheinlichkeit‘ im Sinne einer Ähnlichkeit mit von der Wirklichkeit hervorgerufenen Sinneseindrücken, die wiederum Affekte auslösen. Für die *Erkenntnis* können die Götter als Allegorien allgemeiner Wahrheit wirken. Für den *Affekt* muss aber ihre Unwahrscheinlichkeit

gemildert werden.“ Es lässt sich nicht eindeutig feststellen, welche Komponente „im Epochen-zusammenhang“ überwiegt.

Ina K n o t h behandelt „Griechische Antike und englische[n] Sensualismus: Zur unmittelbaren Wirkung von Musik am Beispiel von Händels *Alexander's Feast*“, betont den Achtungserfolg der 1736 uraufgeführten Ode, referiert kurz deren Inhalt und widmet sich ausführlich der Wirkung und Wahrnehmung von Musik (mit eingehender Berücksichtigung zeitgenössischer philosophischer Literatur, wobei sie v. a. James Harris' *A Discourse on Music, Painting, and Poetry* [1744] auswertet, den [47] „Primat der Sinneswahrnehmung“ betont und herausarbeitet, [50] „dass Musik am besten im Verbund mit Poesie wirken könne“). Musik bekommt die Funktion eines (51) „zählenden affektiven Beitrags [...] zum Text statt einer affektiven Nachzeichnung des Textes“. Auch dieser Beitrag endet in einer gewissen Aporie (52): „Was hatte der englische Sensualismus also mit der von den alten Griechen beschriebenen besonderen, unmittelbaren Wirkung der Musik gemacht? Einheitlich lässt sich diese Frage kaum beantworten – zu zahlreich waren die Kombinatsmöglichkeiten unterschiedlicher Aspekte der ‚alten‘ und ‚modernen‘ Lehren.“

Elena A b b a d o widmet sich „Antike im Oratorium um 1740: *Semele* und *Hercules*“ und bespricht (56) „Probleme der Unvereinbarkeit von Thema und musikalischer Gattung“, da Themen aus dem AT das Oratorium beherrschten. Händel selbst bezeichnete *Hercules* als ‚Musical Drama‘ (mit einem Libretto von Thomas Broughton, aus dem A b b a d o zahlreiche Auszüge abdruckt). Prägend für seine Gattungsdefinition und seine eigene künstlerische Produktion in diesem Feld war seine Zeit in Rom. In London konzentrierte er sich vornehmlich auf Opern, durchaus auch mit mythologischer Thematik. Den *Semele*-Mythos referiert A b b a d o ausführlich und gibt reichen Einblick in das ursprünglich (1710) für John Eccles geschriebene Libretto von William Congreve, einem Dryden-Schüler und Ovid-Übersetzer, das von Newburgh Hamilton für Händel adaptiert wurde (63–64): „Interessant ist, dass Congreve die Geschichte der *Semele* bereits modifiziert und erweitert, indem er sich auf Apuleius, das Werk *Dionysiaca* des Dichters Nonnos von Panopolis aus dem 5. Jahrhundert und Matthew Lockes *Psyche* auf [sic] einen Text von Thomas Shadwell aus dem Jahr 1673 stützt. [...] Stattdessen schien sich Händels Librettist für seine Varianten von Texten von Alexander Pope und anderen Werken Congreves inspirieren zu lassen.“ Die Autorin kommt zu dem Schluss (71): „Auch heute, fast drei Jahrhunderte nach der Komposition von *Semele* und *Hercules*, ist die Händel'sche Begegnung zwischen dem Mythos und der Gattung Oratorium noch immer Anlass für terminologische Debatten und wird als Ausnahme vom Kanon wahrgenommen.“ Elena A b b a d o bevorzugt eine andere Lesart, nämlich als Beweis für Händels kreative „Fähigkeit, mit gegensätzlichen Kontexten und Publikumsgruppen umzugehen: auf der einen Seite die päpstliche und internationale Aristokratie der elitären römischen Aufführungen, auf der anderen Seite das zahlende Publikum der Londoner Theater.“

Panja M ü c k e stellt „Späte Opern: *Arianna in Creta* und *Alceste*“ vor und zeigt, dass es sich beim ersten Stück um eines handelt, (75) „das Händel in besonderer Weise an den Londoner Geschmack anpasste.“ Das zweite (77) „dürfte wohl die bislang am wenigsten erforschte Oper Händels sein und fristet ein Schattendasein in der Händel-Forschung: Sie wird [...] gemeinhin als Schauspielmusik eingestuft [...]“. M ü c k e sieht darin „ein experimentelles Werk“, eine (81) „Semi-Opera“, und resümiert, (84) „dass Händel sich im Kontrast zu den auf dem Kontinent dutzendfach vorhandenen Parallelversionen der Libretti von Pietro Metastasio mit historischen Stoffen auch im Blick auf die griechischen Stoffe treu bleibt. Er verwendet in seinen späten Griechenland-Opern mythologische Sujets, wie sie in der venezianischen Oper und

der Tragédie en musique verwendet worden waren, eng verbunden mit der Chance auf eine spektakuläre szenische Umsetzung. [Reproduzierte Bühnenbildentwürfe belegen das anschaulich.] Zudem ist beiden späten Opern ein mehrdimensionales Verweis-System eigen – für *Arianna* auf Casus und Kontext, für *Alceste* auf die englische Operntradition insgesamt. Das Faszinierende an Händels *Drammi per musica* besteht in ihrer Synthese von italienischen Libretti der Vor-Metastasio-Phase, italienischer Gesangstechnik und Elementen der französischen Oper. Bei *Alceste* kommt die Tradition der englischen Semi-Opera noch hinzu, wodurch erneut etwas Spezifisches entstehen kann.“ Der Kreis zu Laurenz Lütken's Einleitung hat sich somit kompositorisch durchdacht geschlossen.

Eine „Internationale Bibliografie der Händel-Literatur 2022/2023“, „Mitteilungen der Göttinger Händel-Gesellschaft e. V.“ und ein „Register“ beschließen das dünne, aber gehaltvolle Bändchen zu einem Motiv der antiken Literatur und Mythologie, das nichts von seiner Aktualität verloren hat: Im 18. Jh. hat Herkules am Scheideweg Librettisten, Komponisten und Maler inspiriert, im 21. hilft der *outsider* in einer bemerkenswerten Initiative von Susan Deacy (<https://library.oapen.org/handle/20.500.12657/85763>) autistischen Kindern und Jugendlichen dabei, ihren Platz in einer nicht immer einfachen Umwelt zu finden.

Sonja Schreiner